

Denkwürdigkeiten
des Herzogs von Saint-Simon.

Dreizehntes Buch.

Fortgesetzte Schilderung des Hofes
von Versailles.

Erkenntlich

des Herrn von ...

Georg ...

... ..

... ..

Damp
stich
deru
in S
See
des
von
mit
4.
für
Nee
erri
nen
sag
die
Ne
Ne
De
die
für
an
zu
Da

Inhalt.

1. Tod und Charakter der Herzogin von Burgund, Dauphine, geborne Prinzessin von Savoyen; ihre Geschichte. 2. Tod des Dauphins im J. 1712; Schilderung desselben, seine Geschichte; Veränderung desselben in Sitten und Charakter. 3. Der Herzog von Burgund Freund dessen, was das Feudalsystem in der Verwaltung des Staates Gutes hatte. Betrachtungen des Herzogs von Saint Simon über die Regierung, Beurtheilung der willkürlichen Verwaltung, welche Ludwig XIV eingeführt. 4. Der Herzog von Burgund hatte einen Plan in Rücksicht der Landstände, für ihre Einführung in die übrigen Provinzen entworfen, wo er Provinzial-Administrationen errichten und aus diesen auch die Reichsstände (états généraux) bilden wollte. 5. Dieser Herzog hat den Grundsatz, daß die Könige für das Volk und nicht das Volk für die Könige daseyn. 6. Der Dauphin schieht sich ohne Rettung. Schilderung desselben. 7. Geschichte seiner Vergiftung. Episode von dem Marschall von Billeroy, der bey dem Könige wieder in Gnade kömmt. 8. Section der Leiche des Dauphins; Streit der Aerzte über die Art seines Todes. 9. Marechal, erster Chirurg, schieht vorher, daß der Herzog von Orleans der Vergiftung angeklagt werden werde und sucht diese Verläumdung zu zerstören. 10. Die falsche Nachricht davon läuft durch ganz Frankreich. 11. Der Herzog du Maine und Frau

Inhalt.

Frau von Maintenon gaben ihr Glauben. Verdacht des Königs. 12. Die Falschheit dieser Anklage wird dargethan. Abscheuliche Spottreden und Ausfälle des Volks auf den Herzog von Orleans. 13. Der Herzog erbietet sich und dringt in den König, daß er ihn zum Gefangenen in der Bastille machen solle. Antwort des Königs. Der Herzog von aller Welt verlassen. 14. Betrachtungen über das Testament Ludwigs des XIV. 15. Intriguen des Hofes, um es vom Könige zu erhalten. 16. Die Maintenon und der Herzog du Maine erzwingen es vom Könige durch Mißhandlungen. 17. Der König übergibt es dem Parlament. 18. Der König gesteht, daß ihm das Testament abgezwungen worden, und sieht vorher, daß es werde cassirt werden.

Den 5. Februar 1712 gab der Herzog von **** der Dauphine eine sehr schöne Dose voll des vortreflich-
sten Tabaks zum Geschenk. Sie versuchte ihn und
fand ihn sehr gut. Es war gegen Mittag, als sie in
ihr Cabinet gieng, wohin niemand kam. Sie legte
die Dose auf ihren Tisch und ließ sie da stehen.

Gegen Abend überfiel sie ein Fieberschauer; sie
legte sich zu Bett und konnte nicht wieder aufstehen,
auch nicht um nach dem Souper ins Cabinet des Kö-
nigs zu gehen. Den Sonnabend als den 6 stand sie
dennoch, wiewohl sie die ganze Nacht das Fieber ge-
habt hatte, zur gewöhnlichen Stunde auf, und brach-
te den Tag sehr gut zu; am Abend überfiel sie das
Fieber wieder. Es hielt die ganze Nacht mäßig an
und den Sonntag den 7. nahm es noch mehr ab;
aber gegen sechs Uhr des Abends bekam sie auf einmal
einen Schmerz über dem Schulse, der nicht einmal
den Raum eines Sechsfousstücks einnahm, der aber
so heftig war, daß sie den König, der eben sie zu be-
suchen kam, nicht herein zu kommen, bitten ließ.

Dieser gewaltsame Schmerz dauerte ununterbro-
chen bis zum Montag als den 8. und die verordneten
Mittel, Rauchtaback zu kauen, eine Menge Opium
und zwey Aderlässe am Arme waren fruchtlos.

Das

Das Fieber trat nun mehr hervor. Als die Schmerzen sich ein wenig vermindert hatten, sagte sie, daß sie mehr als bey einer Niederkunft gelitten habe. Dieser so heftige Anfall veranlaßte, wegen der Dose, die ihr der Herzog v. * * * * gegeben hatte, den Tag wo sie dieselbe erhalten und wo sie das Fieber überfiel, als sie sich niederlegte, ein großes Aufsehen unter ihrer nächsten Dienerschaft. Sie sprach davon gegen ihre Damen und lobte Dose und Tabak; sodann bat sie Frau von Levi in ihr Cabinet zu gehen und sie zu holen, sie würde sie auf dem Tische finden. Frau von Levi gieng hin, fand sie aber nicht und um es kurz zu machen, es wurden alle mögliche Nachforschungen gethan und die Dose ist nie wieder zum Vorschein gekommen, seit sie die Dauphine auf dem Tische gelassen hatte. Das Verschwinden der Dose hatte sogleich Verwunderung erregt; die fortgesetzten unnützen Nachforschungen aber, wozu jene auffallenden schleimigen Zufälle kamen, veranlaßte den traurigsten Verdacht; dieser Verdacht gieng aber nicht bis zu dem, von dem die Dose war, oder wurde in so strenger Allgemeinheit gehalten, daß er ihn nicht erreichte.

Der Lärm über die Dose schränkte sich sogar auf einen kleinen Cirkel ein. Man hoffte immer soviel von einer angebeteten Prinzessin, von deren Leben das Glück aller, die diesen Cirkel ausmachten, so verschieden es auch nach jedes Lage seyn mochte, abhieng. Sie schnupfte Tabak ohne Wissen des Königs, im Vertrauen auf Frau v. Maintenon, die es wußte; bey dem Monarchen aber, der alle mögliche starke Gerüche haßte, hätte es darum, wenn er es entdeckt hätte, viel Verdruß gegeben; und dieß war es, was man bey Ausbreitung der sonderbaren Verschwindung der Dose fürchtete.

Die

Die Nacht vom Montag zum Dienstag als den 9 Februar überfiel sie eine große Schlassucht, die die ganze Nacht und den folgenden Tag dauerte, wo der König mehrmals aus Bette kam. Das Fieber war stark, der Schlaf kurz, der Kopf eingenommen; es kamen einige Flecken auf der Haut zum Vorschein, welche Hoffnung machten, daß es die Masern wären, weil sie damals sehr herrschten und viele Personen, die man kannte, zu Paris und Versailles daran daniederlagen.

Die Nacht vom Dienstag zum Mittwoch den 10. vergieng um so schlechter, weil nunmehr die Hoffnung auf die Masern verschwand. Gleich des Morgens besuchte der König die Kranke, welcher ein Brechmittel eingegeben worden war. Die Wirkung war so gut man sie wünschen konnte, gab aber nicht die geringste Linderung.

Man zwang den Dauphin, der nicht vom Krankenbette weg kam, hinunter in die Gärten zu gehen, um frische Luft zu schöpfen, deren er so sehr bedurfte; aber seine Unruhe trieb ihn sogleich wieder ins Zimmer zurück. Die Krankheit nahm gegen Abend zu und gegen elf Uhr hatte das Fieber eine beträchtliche Verdoppelung: die Nacht war sehr schlecht. Den Donnerstag den 11. besuchte der König die Dauphine um neun Uhr des Morgens. Frau v. Maintenon kam fast nicht von ihr weg, ausser in der Zeit, wo der König bey ihr war. Die Prinzessin befand sich so schlecht, daß man beschloß, sie an den Genuß der Sacramente zu erinnern. So sehr sie daniederlag, so war sie doch davon über rascht: sie erkundigte sich nach ihrem Zustande; man gab ihr Antworten, die so wenig als möglich beunruhigend waren, ohne doch von dem Vorschlag abzugehen, und nach und nach that man ihr Vorstellungen, daß

daß sie nichts verschieben möchte. Sie dankte für die Aufrichtigkeit des Rathes und sagte, sie wollte sich vorbereiten. Nach einiger Zeit fürchtete man die Zufälle.

Der Jesuite, P. la Rue, ihr Beichtvater, den sie immer geliebt zu haben schien, näherte sich ihr und ermahnte sie, die Beichte nicht aufzuschieben. Sie sah ihn an und antwortete, sie verstehe ihn wohl, und nichts weiter. Der P. la Rue schlug ihr vor, die Handlung sogleich vorzunehmen und erhielt keine Antwort. Er war so klug zu merken, was sie wollte, und er war so brav, daß er sogleich zurücktrat und zu ihr sagte, sie hätte vielleicht einigen Widerwillen, bey ihm zu beichten; er beschwöre sie sich keinen Zwang anzuthun, besonders aber nichts, was es auch sey, deswegen zu besorgen; er verspreche ihr alles auf sich zu nehmen und er bitte sie nur zu sagen, bey wem sie beichten wollte und er würde sogleich gehen und ihn selbst zu ihr führen.

Hierauf gestand sie ihm, daß sie am liebsten bey dem Hrn Bailli, Priester von der Mission des Sprengels von Versailles, beichten würde. Dieß war ein Mann, der sehr in Achtung stand, und er war der Beichtvater von allen, welche am Hofe für die regelmäßigsten galten. Er blieb, nach Sitte der Zeit, nicht frey vom Verdacht des Jansenismus, welcher unter jenen Mönchen sonst sehr selten war. Er diente auch als Beichtvater der Frau du Chatelet und der Frau von Nogaret, welche Dames du palais waren; und diese hatte die Dauphine von Bailli einige mal sprechen hören.

Bailli war gerade nach Paris gereist. Die Prinzessin war deswegen beunruhigt und hatte Lust ihn zu erwarten.

ten. Aber als ihr der P. la Rue vorstellte, daß es gut sey, eine so kostbare Zeit nicht zu verlieren, die nach Empfang der Sacramenta von den Aerzten nützlich angewandt werden würde, verlangte sie einen Franziskaner, Namens P. Noel; der P. la Rue gieng sogleich, um ihn aufzusuchen, und brachte ihn.

Man kann sich vorstellen, wie auffallend diese Veränderung des Beichtvaters in einem so kritischen und furchtbaren Augenblicke war, und was dieß zu denken veranlaßte. Ich werde nachher darauf zurückkommen.

Der Dauphin erlag endlich. Er hatte sein eigenes Krankfeyn so lange als möglich verborgen, um das Kopfstücken der Dauphine nicht verlassen zu müssen. Aber ein Fieber, zu stark, um verhehlt werden zu können, warf ihn nieder. Die Aerzte, welche ihm das schreckliche Schauspiel, das ihn bey seiner Gemahlin, wie sie vorhersehen, erwartete, ersparen wollten, wandten mit Hülfe des Königs alles an, um ihn auf seinem Zimmer zurückzuhalten und ihn daselbst von Moment zu Moment mit erdichteten Nachrichten von seiner Gemahlin hinzuhalten.

Die Beichte dauerte lange. Die letzte Delung wurde unmittelbar darauf verrichtet und sodann das heil. Abendmahl gereicht. Der König ließ das Sacrament unten an der großen Treppe im Ceremoniel empfangen. Eine Stunde darauf verlangte die Dauphine, man sollte die Sterbegebete sprechen. Man sagte ihr, daß sie sich nicht in diesem Zustande befände, man versuchte sie zu trösten, und ermahnte sie zu versuchen, ob sie schlafen könnte. Nachmittags zu guter Zeit kam die Königin von England: man führte sie durch die Gallerie in den Salon, der diese von dem Zimmer der Dauphine trennt.

In diesem Salon befanden sich der König und Frau von Maintenon und man ließ die Aerzte dahin kommen, um in ihrer Gegenwart Berathschlagung zu halten. Es waren ihrer sieben theils vom Hofe theils von Paris herbeigerufen. Alle stimmten einhellig für einen Aderlaß am Fuße vor der Verdoppelung des Fiebers, und im Fall die gewünschte Wirkung nicht haben sollte, verordneten sie gegen das Ende der Nacht ein Brechmittel. Der Aderlaß am Fuße geschah um 7 Uhr Abends, die Verdoppelung kam; man fand sie weniger gewaltsam als die vorige; aber die Nacht war traurig.

Der König besuchte die Dauphine sehr bald. Das Brechmittel, das sie gegen 9 Uhr des Morgens nahm, hatte wenig Wirkung gethan.

Der Tag vergieng unter Symptomen, von denen eins trauriger als das andere war, mit etwas Bewußtseyn in seltenen Zwischenzeiten. Gegen Abend verlor sich das Bewußtseyn gänzlich. Im Zimmer befanden sich viel Menschen, wiewohl auch der König da war. Kurz ehe sie verschied, gieng er hinweg, stieg am Fuß der großen Treppe mit Frau v. Maintenon und Hrn. v. Caylus in einen Wagen und fuhr nach Marly. Sie waren beyde im tiefften Schmerz versunken und hatten nicht die Kraft, zum Dauphin zu gehen.

Sie war wohl eine Prinzessin von dieser Jugend so mit Klugheit ausgestattet und mußte den erhaltenen Unterricht so trefflich zu benutzen. Ihr kluger Vater, der unsern Hof von Grund aus kannte, hatte ihr ein treues Bild davon gegeben und ihr die einzig mögliche Art gelehrt, wie sie daselbst glücklich seyn konnte. Sie hatte viel natürliche Anlage und Leichtigkeit des Geistes, die sie darin unterstützte, und viel liebens-

benswürdige Eigenschaften, wodurch sie die Herzen gewann, während ihre persönlichen Verhältnisse mit ihrem Gemehl, mit dem Könige und Frau von Maintenon ihr die Huldigung des Ehrgeizes verschafften. Sie hatte von den ersten Augenblicken ihrer Ankunft an ihr Vertrauen zu erwerben gewußt; und so lange sie lebte, fuhr sie in dieser nützlichen Bemühung fort, wovon sie immer die Früchte erndete; sanft, furchtsam aber gewandt, gutmüthig so daß sie jemandem das geringste zu Leide zu thun fürchtete, und wiewohl leicht und lebhaft, dennoch der überdachtesten, weit aussehendsten Plane fähig.

Der oft peinvolle Zwang, dessen ganze Last sie fühlte, schien ihr nichts zu kosten. Die Gefälligkeit war ihr angebohrem, sie übte sie mit der größten Leichtigkeit und übte sie gegen den ganzen Hof. Eigentlich häßlich, die Wangen hängend, die Stirne zu weit hervorstehend, eine gemeine Nase, dicke hängende Lippen; Haar und Augenbraunen kastanienbraun, sehr ordentlich gewachsen; wenig Zähne und alle angegangen, von denen sie zuerst sprach und sich darüber aufhielt; den schönsten Teint, die feinste Haut; wenig Busen, aber herrlich gebildet; der Hals lang mit einem Anfsatz von einem Kropf, der ihr aber nicht absolut schlecht ließ; die Haltung des Kopfs zierlich, gracios, majestätisch, so auch der Blick; das ausdrucksvollste Lächeln; die Taille schlank, gerundet, schwächrig, leicht, regelmäßig; ihr Gang das Schweben einer Göttin; dieß war ihr Bild. Sie gefiel zum Bezaubern; es war Grazie in allen ihren Bewegungen, in allen Gebärden, in den gemeinsten ihrer Gespräche. Ihr Anstand einfach, natürlich, ohne Kunst, ihre Sprache von Geist belebt; ihre Leichtigkeit des Betragens, die sie sogar al-
len, die ihr nahen, mittheilte, bezauberte alles; und
D 2 sie

sie suchte allen, selbst den unnützigsten mittelmaßigsten Personen, zu gefallen, ohne jedoch dieses Bestreben sehen zu lassen. Ihre Fröhlichkeit jugendlich und stets lebendig sezettelte sie an alles und ihre Nymphenleichigkeit trug sie überall umher, wie der Wirbelwind, der mehrere Orte zugleich erfüllt und, wo er hinkömmt, Bewegung und Leben hinbringt. Sie zierte alle Schauspiele, war die Seele der Feste, der Vergnügungen, der Bälle und entzückte daselbst durch die Grazie, die Richtigkeit und Vollkommenheit ihres Tanzes. Sie liebte das Spiel, und amüßte sich auch beym geringen Spiele, denn alles konnte sie amüsiren; doch zog sie hohes Spiel vor, und spielte fertig und fein, kurz sie war die beste Spielerin, die es geben kann. Sie konnte in einem Augenblicke das Spiel eines jeden übernehmen. Ihre Fröhlichkeit blieb immer dieselbe und sie unterhielt sich eben so gut, wenn Nachmittags ernsthafteste Lektüre vorgenommen wurde, sie konnte sich darüber unterhalten und mit ihren ernsthaftesten Damen arbeiten: denn so nannte man die bejahrtesten Dames du palais.

Sie schonte nichts, selbst ihre Gesundheit nicht, sie vergaß nichts, auch nicht die geringsten Kleinigkeiten, um Fr. v. Maintenon und durch sie den König zu gewinnen. Die Klugheit ihres Betragens gegen diese beyden war ohne Gleichen und nie, auch nicht einen Augenblick, sich ungleich. Sie wußte mit aller der Discretion, welche ihr die Kenntniß beyder Charaktere, die sie sich durch Studium und Erfahrung erworben hatte, nöthig machte, die Grade ihrer Fröhlichkeit und ihr ganzes Betragen abzumessen. Ihr Vergnügen, ihre Annehmlichkeiten, ich wiederhole es, selbst ihre Gesundheit, alles wurde ihnen aufgeopfert. Durch diese Mittel erwarb sie sich ein Vertrauen bey ih-

ihnen, das Keins der königlichen Kinder, nicht einmal seine geliebtesten unter den legitimirten, hatten erreichen können. Oeffentlich war sie ernsthaft, gemessen, ehrfurchtsvoll gegen den König, und besonders schwächtern, bescheiden gegen Fr. v. Maintenon, die sie nicht anders als Tante nannte, und so artig Rang und Freundschaft mit einander verschmelzte. Im vertrauten Zirkel war sie tändelnd, scherzend, spielend; bald festete sie sich auf den Arm des Lehastuhls des Königs oder der Frau von Maintenon, bald wiegte sie sich auf ihren Knien, sprang ihnen an Hals, umarmte sie, küßte sie, liebkosete sie, zupfte sie und zog sie am Kinn und quälte sie auf allerley Art; sie stürzte in ihren Papieren und Briefen umher, brach die Briefe auf, las sie bisweilen wider ihren Willen, wenn sie sie in Laune sah darüber zu lachen, und sprach bisweilen mit ihnen über den Inhalt derselben. Sie wurde zu allem zugelassen, selbst zum Empfang der Couriers, welche die wichtigsten Nachrichten brachten. Sie konnte zu jeder Stunde zum Könige kommen, selbst während des Conseils, nützlich und schädlich denselben Ministern; aber immer bereit zu verbinden, zu helfen, zu entschuldigen, Gutes zu erzeigen, sobald sie nicht lebhaft gegen einen aufgereizt war, wie sie es gegen Pontchartrain war, dem sie ohne Ursach auffässig geworden war und den sie bisweilen gegen den König Ihren garstigen Eingange nannte, oder auf irgend eine wichtigere Veranlassung, wie gegen Chamillart.

Sie war so freymüthig, daß, als eines Abends der König und Frau v. Maintenon mit besonderm Lobe von dem Englischen Hofe sprachen — es war damals als man von der Königin Anna den Frieden hoffte — sie anfieng zu sagen: „Ja man muß wirklich gestehn, liebe Tante, daß in England die Königinnen besser

regieren als die Könige; und, lüchelte sie scherzend und tändelnd fort, wissen Sie warum? Weil unter den Königen die Frauen es sind, die regieren, und unter den Königinnen die Männer.“

Das sonderbarste war, daß beide darüber lachten und fanden, daß sie Recht hätte; und ich würde nie in diese ernsthaften Denkwürdigkeiten den erwähnten Zug aufgenommen haben, wenn er nicht mehr als irgend etwas anders zeigte, wie weit sie es in der Freiheit ihres Betragens gegen sie gebracht hatte.

Eines Abends als Comödie zu Versailles war, nachdem die Prinzessin mancherley geplaudert hatte, kam die Nanon, jene alte Kammerfrau der Frau von Maintenon, der ich schon mehrmals in diesen Denkwürdigkeiten Erwähnung gethan habe, ins Zimmer. Sogleich stellte sich die Prinzessin, gepußt im Staatsanzuge wie sie war, zwischen die beyden Tische, den Rücken nach dem Kamin zu gekehrt und mit der Hand auf den kleinen Schirm gestützt. Nanon, welche die eine Hand in der Tasche zu haben schien, trat hinter sie und kniete nieder. Der König, der am nächsten dabey stand, fragte, was sie da machten? Die Prinzessin lachte und sagte, sie mache, was sie oft an den Comödientagen thun müsse. Der König dräng in sie. Wollen Sie es wissen, da Sie es noch nicht bemerkt haben? Ich lasse mir ein Klystier geben. Wie, rief der König laut lachend, hier in dem Augenblicke lassen Sie sich ein Klystier geben? Nun ja wirklich, sagte sie. Und wie machen Sie denn das? Alle vier lachten aus Herzensgrunde. Nanon brachte die Klystierspritze unter ihrem Rocke hervor, hob das Kleid der Prinzessin auf, die es, als wenn sie sich wärmen wollte, in die Höhe hielt und Nanon brachte ihr das Klystier bey. Das Kleid fiel zurück und Nanon steckte die

Spritze

Spriße wieder unter ihren Rock: und man sah nichts. Man hatte sonst nicht drauf Acht gegeben oder hatte geglaubt, Nanon bringe etwas am Anzuge in Ordnung. Das Erstaunen der beyden war außerordentlich und man fand die Sache sehr spasshaft. Sonderbar ist, daß sie mit dem Kloster in die Comödie gieng, ohne genöthigt zu seyn, es wieder von sich zu geben; oft entledigte sie sich desselben erst nach dem Souper und nach dem Cabinet des Königs. Sie sagte, dieß Mittel erfrischt sie und hindere, daß ihr die Hitze des Comödienhauses Kopfweyh verursache. Nach dieser Entdeckung genirte sie sich nicht mehr, als vorher. Sie kannte den König und Frau von Maintenon vollkommen. Eines Abends als sie zu Bette gehen wollte, wo sie der Herzog von Burgund erwartete, und noch mit der Frau von Nogaret und Chatelet, die mirs den andern Tag wieder erzählten und gegen welche sie gern offen wurde, in ihrem Schlafstuhle sitzend koste, sprach sie mit Bewunderung von dem Glücke, das Frau von Maintenon und Mademoiselle Chvin gemacht habe, und setzte mit Lachen hinzu: „Ich möchte wohl vor dem Herzog von Burgund sterben, aber doch noch sehen, was dann hier vorgienge; ich glaube ganz gewiß, daß er eine Klosterschwester oder eine Pöbtrnerin aus dem St Marienkloster heirathen würde.

Mit gleicher Aufmerksamkeit strebte sie dem Herzog von Burgund wie dem Könige zu gefallen, wiewohl sie zuweilen zu viel wagte, und sich zu sehr auf seine Leidenschaft für sie und auf das Stillschweigen aller derer, die ihm nahe kommen konnten, verließ, und sie nahm das lebhafteste Interesse an seiner persönlichen Größe und an seinem Ruhme.

Es ist nicht zu sagen, wie nahe ihr die Begebenheiten der Campagne von Lille und die Folgen derselben giengen, was sie alles that, um ihm empör zu helfen,

wie nützlich sie ihm in so viel wichtigen Dingen wurde, und wie viel er ihr allein zu danken hatte; denn der König konnte sie nicht mehr entbehren und es fehlte ihm alles in seinem innern Cirkel, wenn sie Lustparthien, welche ihr die Zärtlichkeit und Sorge des Königs oft zur Zerstreuung genießen hieß bey ihm zu seyn hinderten; und selbst bey seinem öffentlichen Souper, wenn sie, was selten war, fehlte, erschien er von der Wolke des Ernstes umgeben und Schweigen war um die Person des Königs. So viel Neigung sie also auch für diese Parthieen hatte, so war sie doch darin sehr mäßig und ließ sich immer erst dazu antreiben. Sie unterließ nie, ihn beim Gehen und Kommen zu sehen; und wenn sie auf einem Winterball oder bey einer Sommerparthie die Nacht durchschwärmt hatte, so wußte sie es doch so einzurichten, daß sie, sobald der König aufgestanden war, ihm den Morgenkuß gab und ihn mit Erzählung des Festes amüsirte.

Ich habe mich anderswo über das zwangvolle Leben, das sie von Seiten des Dauphins und seines ganzen Hofes hatte, so viel verbreitet, daß ich hier nichts davon wiederholen will, ausser, daß dem großen Haufen des Hofes nichts davon bemerklich wurde, so sorgfältig suchte sie es durch das leichteste Betragen gegen ihn, durch Vertraulichkeit gegen alle, die ihr an diesem Hofe am meisten entgegen waren, und durch freies Betragen zu Meudon unter ihnen, wiewohl sie dabey die gemessenste Klugheit und unendliche Gewandtheit brauchte, zu verbergen. Auch fühlte sie es sehr wohl und nach dem Tode des Dauphins erlaubte sie sich gegen sie das Recht der Wiedervergeltung.

Eines Abends zu Fontainebleau, nach dem Souper, wo alle Prinzessinnen mit ihr und dem Könige in einem Cabinete waren, hatte sie alle Arten von Sprachen

hen nachgeöffnet und tausend Kinderereyen vorgebracht, worüber der König seinen Spas hatte. Sie bemerkte, daß Madame la Duchesse und die Prinzessin von Conti einander ansahen, zuwinkten und mit Verachtung über sie die Achseln zuckten. Als der König wie gewöhnlich aufgestanden und in ein Hintercabinet gegangen war um seine Hunde zu füttern, worauf er denn gewöhnlich zurückkam und den Prinzessinnen gute Nacht wünschte, nahm die Dauphine Frau von St Simon bey einer Hand und Frau von Levi bey der andern und indem sie auf Madame la Duchesse und die Prinzessin von Conti zeigte, welche nur einige Schritte von ihnen waren, sagte sie: „Haben Sie gesehen, haben Sie gesehen? ich weiß so gut wie diese, daß alles, was ich gesagt und gethan habe, keinen Menschenverstand hat und daß es elendes Zeug ist; aber es muß kern seyn und solche Dinge gehören zur Zerstreuung.“ Hierauf fieng sie an, auf die Arme ihrer Begleiterinnen gestützt, zu tanzen und zu singen. „Und ich lache und ich spotte über sie und ich werde ihre Königin, und ich brauche mich nicht um sie zu kümmern, weder jetzt noch jemals, und sie werdens mit mir zu thun haben und ich werde ihre Königin,“ indem sie immer aus allen Leibeskräften sang, tanzte und sich königlich freute. Die genannten Damen riefen ihr ganz leise zu, daß sie schweigen sollte, daß die Prinzessinnen es hörten, daß alle Anwesenden sie beobachten könnten, ja sie sagten ihr sogar, sie wäre toll; denn diesen Damen nahm sie nichts übel; aber sie hörte nicht auf zu tanzen und noch lauter zu singen: „und ich lache über sie, und ich habe mich um sie nichts zu kümmern, und ich werde ihre Königin“, und sie hörte nicht eher auf, bis der König zurückkam.

Ach! sie glaubte es, die liebenswürdige Prinzessin und ach! wer hätte es nicht mit ihr geglaubt?

Es gefiel Gott zu unserm Unglück, es bald anders zu fügen. Der entgegengesetzte Gedanke kam ihr nicht in Sinn. Einst am Lichnamstage, als sie mit der Herzogin von St. Simon fast ganz allein auf ihrem Zimmer war, (alle übrigen Damen waren nämlich voraus in die Capelle gegangen, und Hr. von St. Simon war zurückgeblieben, um sie dahin zu begleiten, weil die Herzogin da Lide das Podagra hatte, und die Gräfin von Mailly nicht da war, deren beyder Stelle sie immer ersetzte): fieng sie an von den vielen Personen zu sprechen, die sie am Hofe gekannt habe und die nun gestorben wären, hierauf sprach sie davon, wie sie es machen wollte, wenn sie alt wäre, was sie da für ein Leben führen wollte; daß Niemand als Frau von Saint Simon und Frau von Lauzun von ihren Jugendfreundinnen übrig bleiben würden, daß sie sich zusammen von den vergangenen Zeiten unterhalten wollten, und dieses Gespräch setzte sie fort, bis sie zur Capelle gieng.

Sie liebte den Herzog von Berry aufrichtig, sie hatte auch die Herzogin von Berry geliebt und sich vorgenommen, sie als Tochter zu behandeln. Für Madame hatte sie viel Rücksicht und Monsieur hatte sie zärtlich geliebt, der sie eben so wiederliebte und ihr ohne Unterlaß alle möglichen Vergnügungen und Amusements verschafft hatte; und alles dieses gieng nun auf den Herzog von Orleans über, für den sie ein wahrhaftes Interesse faßte, unabhängig von der Verbindung, die sich nachher zwischen ihr und der Herzogin von Orleans bildete. Durch sie wußten sie vieles vom Könige und Frau von Maintenon und brauchte in tausend Dingen ihre Unterstützung. Es war ihr für den Herzog und die Herzogin von Savoyen und selbst für ihr Vaterland eine so große Anhänglichkeit geblieben, daß sie

sie bisweilen ganz unwillkürlich hervorbrach. Ihre Stärke und Klugheit zeigten sich aber außerordentlich bey dem, was während und nach dem Bruche mit Savoyen vorgieng: auch hatte der König so viel Rücksicht für sie, daß er in ihrer Gegenwart jedes Gespräch, was auf Savoyen Bezug haben konnte, vermied; und sie hatte ganz die Kunst eines beredten Stillschweigens, das durch selten hervorbrechende Züge fühlen ließ, sie sey ganz Französin, zu gleicher Zeit aber auch, daß sie die Liebe zu ihrem Vater und Vaterlande nicht aus ihrem Herzen verdrängen konnte.

Da sie aller Welt zu gefallen strebte, so konnte sie nicht ganz verhüten, daß ihr nicht auch jemand gefiel. Ihr Tod ließ diese Art Mysterien ahnden und offenbarte die ganze Tyrannei, welche der König über die Gemüther, selbst in seiner Familie, auszuüben nicht unterließ.

Wie groß war sein Erstaunen, wie groß das Erstaunen des Hofes, als sie in jenen schrecklichen Augenblicken, wo man nur das Zukünftige noch fürchtet und wo die Gegenwart ganz verschwindet, um die letzten Sacramente zu genießen, ihren alten Weichvater und selbst dessen Besuch und ganzen Orden von sich wies und nach einem andern verlangte.

Wir haben an einem andern Orte gesehen, daß ihr Gemahl und der König die einzigen waren, die darüber in Unwissenheit waren, daß Frau von Maintenon es nicht war und daß sie die größte Sorgfalt brauchte, um beide in dieser Unwissenheit zu lassen, indem sie gleichwohl jene vor ihnen in Furcht hielt; aber sie liebte oder betete vielmehr die Prinzessin an, deren reizendes Betragen ihr Herz gewonnen hatte. Sie amüsierte mit ihr sehr vortheilhaft den König, sie selbst

amüsierte

amüßte sich mit ihr und was ganz gegründet ist, wie wohl es erstaunlich klingt, brauchte sie als Stütze und zuweilen als Rathgeberin.

Bei dieser Galanterie schien doch nie ein Weib weniger für ihre Schönheit bedacht zu seyn und weniger Sorge darauf zu wenden. Ihre Toilette war in einem Augenblicke gemacht; und das wenige, was sie dabey that, war doch nur für den Hof. Sie dachte nur bey Bällen und Festen auf Puz und was sie sonst dafür that, was immer so wenig als möglich war, geschah nur aus Gefälligkeit gegen den König. Mit ihr verschwanden Freude, Vergnügen, Zeitvertreib, jede Art von Anmuth. Todensille herrschte am Hofe. Sie war die einzige, die ihn belebte, sie füllte alles zugleich aus, sie herrschte überall, sie wirkte bis in das Innerste desselben. Wenn der Hof nach ihr noch existirend heißen konnte, so war es die traurigste Existenz. Nie wurde eine Prinzessin so vermist, nie verdiente es eine in diesem Grade. Auch wurde ihr Verlust so bald nicht verschmerzt, der unerkünstelte geheime Schmerz über sie hat lange gedauert, und die schreckliche Leere hat nicht erfüllt werden können.

Der König und Fr. v. Maintenon vom lebhaftesten Schmerze durchdrungen, der einzige wahre, den der König je in seinem Leben gefühlt hat, traten bey ihrer Ankunft in Marly erst bey Frau von Maintenon ab. Der König speiste zu Abend allein auf seinem Zimmer und war kurze Zeit mit dem Herzog von Berry in seinem Cabinet, der ganz in seinem Schmerz verloren, welcher aufrichtig und groß war, mehr noch den Schmerz seines Bruders fühlte, welcher übermäßig und grenzenlos war. Er war mit der Herzogin von Berry zu Versailles geblieben, die vor Freuden außer sich, von ihrer Nebenbuhlerin, die größer und geliebter als sie war,
der

der sie aber alles verdankte, sich besrent zu sehn, so gut sie konnte mit dem Verstande den Mangel des Herzens ersetzte und ihre Rolle ziemlich gut spielte. Den andern Morgen giengen sie nach Marly, um sich zum Leber des Königs einzufinden.

2.

Der Dauphin, von dem tiefsten Schmerze zerrissen, verließ sein Zimmer nicht mehr, wo er niemanden als seinen Bruder, seinen Beichtvater und den Herzog von Beauvilliers zu sich ließ, welcher letztere seit sieben oder acht Tagen in seinem Hause in der Stadt krank gelegen, mit aller Anstrengung seiner Kräfte aber das Bett verlassen hatte, um seinen Mündel zu besuchen und alles, was Gott Großes in ihn gelegt, zu bewundern, was nie so als an jenem schrecklichen Tage und den auf ihn folgenden bis zu seinem Tode geglänzt hatte.

Es war, ohne daß man es ahndete, das letzte mal, daß sie sich auf dieser Welt sahen. Cheverny, d'O und Samaches brachten die Nacht in seinem Appartement zu, ohne ihn aber, außer auf Augenblicke, zu sehen. Den Sonnabend Morgens, den 13. Februar, drangen sie in ihn, daß er nach Marly gehen sollte, um ihm das Schrecken der Nachricht von dem Tode der Dauphine, das ihn treffen konnte, zu ersparen. Um 7 Uhr des Morgens gieng er durch eine Hinterthüre seines Appartements herab, setzte sich auf einen Tragsessel und ließ sich zu seinem Wagen tragen. Beym Durchgehen der einen und andern Piece fand er Hofleute, welche sehr zur unrechten Zeit sich wach zeigten und ihm indiscret ihre Reverenz machten. Er nahm es mit Höflichkeit an. Seine drey Menins fuhren mit ihm in seinem Wagen, er stieg bey der Capelle ab, hörte

hörte die Messe und ließ sich von da in der Sänfte zu
 einer Fensteröffnung seines Appartements bringen,
 durch welche er hineinging. Frau von Maintenon
 kam sogleich zu ihm. Man kann sich die Beängstigung,
 mit der sie sich sprachen, vorstellen. Sie konnte es
 nicht lange bey ihm aushalten und gieng wieder weg.
 Er mußte die Aufwartung von Prinzen und Prinzess-
 sinnen annehmen, die aus Schonung nur Augenblicke
 da blieben, was selbst die Herzogin von Berry und Frau
 von Saint Simon mit ihr thaten. Der Dauphin
 hatte ganz den Ausdruck des tiefsten Schmerzes. Er
 blieb einige Zeit mit dem Herzog von Berry allein. Da
 das Lager des Königs nahe war, so giengen seine drey
 Gesellschafter hinein und ich wagte mit ihnen hinein zu
 gehen. Er zeigte mir seine Aufmerksamkeit, aber mit
 einem so rührenden schmerzhaften Ausdrucke, daß ich
 ganz bewegt wurde; aber eben so sehr erschrak ich über
 seinen kalten fixirten Blick, in dem etwas Verzweiflung
 lag, und über die Entstellung seines Gesichtes, das
 mit ziemlich großen, mehr blauen als rothen, Flecken
 bedeckt war, was die übrigen Anwesenden ebenfalls be-
 merkten. Er stand, und einige Augenblicke darnach
 kam man ihn zu benachrichtigen, daß der König erwacht
 sey. Jetzt flossen die Thränen, die er zurückgehalten
 hatte. Er trat bey dieser Nachricht, ohne etwas zu
 sagen, zurück. Es war niemand da als die drey Ge-
 sellschafter, Dückesne und ich. Die Gesellschafter er-
 munterten ihn zwey oder drey mal, zum Könige zu ge-
 hen; er stand unbeweglich und sagte kein Wort. Ich
 trat zu ihm und gab ihm durch ein Zeichen zu versteh-
 en, daß er gehen möchte; und zuletzt sagte ich es
 ihm mit leiser Stimme. Da ich ihn unbeweglich und
 stumm bleiben sahe, wagte ich es ihn beym Arm zu er-
 greifen und ihm vorzustellen, daß er doch früh oder spät
 zum Könige gehen müsse, der ihn erwarte und sicherlich
 großes

großes Verlangen ihn zu sehn und zu umarmen habe, und daß es doch besser sey, es nicht aufzuschieben; und indem ich ihm so zusetzte, nahm ich mir die Freiheit, ihn sanft fortzuschieben. Er warf mir einen Blick zu, der mir in die Seele drang, und gieng. Ich folgte ihm einige Schritte und zog mich dann zurück, um Athem zu schöpfen. Ich habe ihn nie wieder gesehn. Möge es der Barmherzigkeit Gottes gefallen, daß ich ihn in der seeligen Ewigkeit sehe, wo ihn seine Güte ohne Zweifel aufgenommen hat.

Alle, die sich zu Marly befanden, damals eine geringe Anzahl, waren im großen Salon. Prinzen, Prinzessinnen und die zur großen Entree Berechtigten waren in dem kleinen, zwischen dem Appartement des Königs und dem der Frau von Maintenon. Diese war in ihrem Zimmer und nach erhaltener Nachricht von dem Erwachen des Königs kam sie über den kleinen Salon, wo sie durch die auf demselben stehenden Hofsteute, welche kurz darauf auch hinein giengen, passirte und gieng allein zum Könige hinein. Der Dauphin fand, als er in die Cabinet trat, alle diese Hofsteute im Zimmer des Königs; sobald ihn der König sah, rief er ihn zu sich und umarmte ihn wiederholt und lange auf das zärtlichste, es waren rührende Augenblicke, Thränen und Schluchzen ersickten die Worte. Jetzt sah der König dem Dauphin ins Gesicht und erschrak über das Aussehen desselben, was wir schon auf seinem Zimmer bemerkt hatten. Alle Anwesenden bemerkten es gleichfalls mit Schrecken, die Aerzte mehr als die andern. Der König befahl ihnen, den Puls zu untersuchen, sie fanden ihn, nach dem was sie nachher sagten, schlecht; damals begnügten sie sich zu sagen, er sey bedenklich; der Dauphin würde wohlthun, wenn er sich zu Bette legte. Der König umarmte

armte ihn wieder, befahl ihm auf das zärtlichste sich zu schonen und sich sogleich zu Bette zu legen.

Er gehorchte, um nie wieder aufzustehn.

Es war sehr spät am Morgen, der König hatte eine schreckliche Nacht gehabt und hatte sehr heftiges Kopfsweh. Beim Diner sah er die wenigen Hofleute von Bedeutung, die sich daselbst darstellten. Nach dem Diner gieng er den Dauphin zu besuchen, dessen Fieber sich vermehrt hatte und dessen Puls schlimmer war, und gieng von da zur Frau von Maintenon, speiste zu Abend allein auf seinem Zimmer und war nachher einige Augenblicke mit denen, welche daselbst zu erscheinen pflegten, in seinem Cabinet. Der Dauphin sah niemanden mehr als seine Gesellschafter und die Aerzte auf Augenblicke; nachher seinen Bruder ziemlich lange und seinen Beichtvater kurze Zeit; auch sah er den Herzog von Chevreuse und brachte die Nacht mit Gebet und unter heiligen Vorlesungen zu.

Die Liste für Marly wurde gemacht und die Aufgeschriebenen, davon benachrichtiget, wie bey dem Tode von Monseigneur geschehn war, kamen nach und nach am andern Tag als den Sonntag an; der König empfing sie, wie er den Tag vorher gethan hatte. Die Besorgniß für den Dauphin vermehrte sich bald; er selbst verhehlte es nicht gegen Boudin in Gegenwart von D'uchefne und des Herrn von Cheverny, indem er sagte, er glaube nicht, daß er wieder aufkommen werde und nach dem, was er fühle, zweifelte er nicht, daß das, was Boudin gesagt habe, wahr werden würde. Er äußerte sich mehrmals auf die nämliche Art und immer mit einer Entsaugung, Verachtung der Welt und alles dessen, was sie Großes hat, und mit einer Ergebung und Liebe gegen Gott die unbegreiflich waren. Es ist nicht zu sagen, wie allgemein die Bestürzung war.

Montag

Montag den 15. wurde dem Könige zur Ader gelassen und der Dauphin befand sich nicht besser, als den vorigen Tag. Der König und Frau von Maintenon sahen ihn abgeseondert den Tag mehr als einmal und übrigens niemand, als sein Bruder auf Augenblicke, seine Gesellschafter fast gar nicht, Herr von Chevreuse auf kurze Zeit; er war immer mit Gebet und Lectüre beschäftigt.

Dienstag den 16. befand er sich schlimmer: er fühlte sich von einer heftigen Hitze verzehrt, welcher das Fieber von außen nicht entsprach; aber der zusammengezogene sehr außerordentliche Puls drohte viel. Der Dienstag war noch viel schlimmer, aber er täuschte. Die Flecken in seinem Gesichte verbreiteten sich über den ganzen Körper. Man nahm sie für Zeichen der Mafern. Damit schmeichelte man sich: aber die am Hofe, welche besser unterrichtet waren, und die Aerzte hatten nicht sobald vergessen können, daß die nämlichen Flecken sich am Körper der Dauphine gezeigt hatten. Dieß wußte man aber außerhalb nicht eher, als nach seinem Tode.

Mittwoch den 17. vermehrte sich die Krankheit beträchtlich. Ich erhielt alle Augenblicke durch Cheverny davon Nachricht und wenn Boulduc auf Augenblicke aus dem Zimmer gehen konnte, so kam er zu mir. Dieser Boulduc war Apotheker des Königs, der seine Kunst vortreflich verstand; er war nach seinem Vater immer auch der unsrige gewesen und hatte sehr viel Anhänglichkeit für uns. Er verstand wenigstens eben so viel als die besten Aerzte, wie wir durch Erfahrung wissen, und besaß viel Geist, Ehrgefühl, Bescheidenheit und Rechtschaffenheit. Er pflegte uns, Frau von Saint Simon und mir, nichts zu verhehlen, er hatte uns nur zu deutlich zu verstehn gegeben, was er von
Denkwürdigk. XXVII. Bd. E der

der Dauphine hielt, und eben so bestimmt sprach er auch gleich den andern Tag von dem Dauphin. Ich hoffte also nichts mehr; aber es findet sich dennoch, daß man gegen alle Hoffnung noch bis zu Ende hofft.

Den Mittwoch vermehrten sich die Schmerzen wie von einem im Innern zehrenden Feuer, das noch heftiger war. Am Abend sehr spät schickte der Dauphin zum Könige und ließ um die Erlaubniß bitten, den andern Morgen ganz früh in der Messe, welche in seinem Zimmer gelesen werden sollte, zu communiciren, doch ohne Ceremonie und ohne Zeugen. Am Abend desselben Mittwochs gieng ich noch ziemlich spät zum Herzog und zur Herzogin von Chevreuse, welche im ersten Pavillon logirten; (wir logirten im zweyten, beyde nach dem Dorfe Marly zu). Ich war in der größten Trostlosigkeit. Kaum sah ich den König einmal des Tages, ich gieng des Tages mehrmals auf Nachrichten aus und einzig und allein zu Hrn und Fr. von Chevreuse; denn ich konnte niemanden sehn, der nicht eben so wie ich gerührt war und mit dem ich nicht ganz frey umgehen konnte. Frau von Chevreuse hatte eben so wenig als ich noch Hoffnung; Hr von Chevreuse aber immer voll Hoffnung und der besten Erwartung, suchte uns durch physikalisches und medicinisches Raisonnement zu beweisen, daß mehr zu hoffen als zu fürchten sey, und dieß mit einer Ruhe, die mich empörte und gegen den Anstand heftig gegen ihn werten ließ.

Nach Beruhigung der Frau von Chevreuse und der wenigen, die bey ihnen waren, gieng ich zu Hause, um eine schreckliche Nacht zu durchwachen.

Donnerstag den 18. Februar erfuhr ich morgens sehr früh, daß der Dauphin mit Ungeduld die Mitternacht

nacht erwartet und bald nachher mit großer Andacht und Gottergebenheit die Messe gehört habe; nachher sey ihm der Kopf eingenommen worden: und hierauf sagte mir Frau von Saint Simon, daß er die letzte Delung erhalten habe, und endlich, daß er des Morgens halb 9 Uhr gestorben sey. Diese Denkwürdigkeiten haben nicht den Zweck, von meinen Empfindungen Rechenschaft zu geben. Wer sie liest, wird sie nur zu gut fühlen. Wenn sie je lange nach meinem Tode ans Licht treten, so wird man sehen, in welchem Zustande wir uns, ich und Frau von Saint Simon, befanden. In den ersten Tagen ließen wir uns kaum Augenblicke sehen; mein Schmerz war so groß, daß ich alles verlassen und mich vom Hofe und von der Welt zurückziehen wollte und es war nur das mühsame Werk der Klage und Ueberlegung meiner Frau und ihrer Gewalt über mich, daß ich es unterließ.

Dieser Prinz, notwendiger und zuletzt nächster Erbe der Krone, war von Natur ein furchtbarer Mensch und seine erste Jugend machte uns zittern. Er war hart und colerisch bis zu der äußersten Hestigkeit selbst gegen leblose Dinge; seine Hestigkeit gränzte an Wuth; er war unfähig den geringsten Widerstand zu dulden, ohne in eine Wuth zu gerathen, welche seinen Körper zu zertrümmern schien, selbst wenn ihm die Glocke ungelogen schlug; er besaß den entschlichsten Eigensinn und war leidenschaftlich für jede Art sinnlichen Vergnügens und für die Weiber, und, was selten ist, konnte zu gleicher Zeit eine ganz andre gleich starke Neigung haben. Nicht weniger liebte er den Wein, die Tafel, die Jagd mit Wuth, die Musik mit einer Art von Entzücken und auch das Spiel, wo ers nicht ertragen konnte, wenn er verlor, und wo man in der größten Gefahr mit ihm war. Endlich allen Leidenschaften ergeben und von

allen Vergnügungen gefesselt, oft wild, von Natur zur Grausamkeit geneigt, barbarisch in seinem Scherz und Lächerlichkeiten mit erdrückender Wichtigkeit auffassend, hatte er einen Stolz, der übermenschlich war; er betrachtete die Menschen wie Maschinen, mit denen er nicht die geringste Aehnlichkeit hatte, und kaum erschienen ihm seine Brüder als Mittelwesen zwischen ihm und dem Menschengeschlecht, ob man gleich immer dahin gearbeitet hatte, alle drey in vollkommener Gleichheit zu erziehen. Geist und Scharfsinn glänzten überall, selbst in seinen tollen Augenblicken, in ihm; seine Antworten erregten Bewunderung und waren immer treffend und tief gegriffen, selbst wenn er in seiner Heftigkeit war. Die abstractesten Kenntnisse waren für ihn ein Spiel; die Ausdehnung und Lebhaftigkeit seines Geistes waren so groß, daß sie ihn hinderten, sich auf eine Sache ganz allein zu richten, und ihn dazu ganz unfähig machten. Die Nothwendigkeit ihn beym Zeichnen krumm sitzen zu lassen, wozu er viel Geschmac und Geschick hatte, hat vielleicht seinem Wuchse ein wenig Schaden gethan. Er war mehr klein als groß: sein Gesicht war lang und braun, das Obertheil vollkommen gebildet, die schönsten Augen, die man sich denken mag; sein Blick lebhaft, treffend, groß, gewöhnlich sanft, durchdringend, seine Physionomie angenehm, einnehmend, fein, geistvoll, selbst Geist einflößend; das Untertheil des Gesichts ziemlich spizig, die Nase lang, erhaben, nicht schön, nicht gut zum Ganzen passend. Er hatte kastanienbraune Haare, die sehr lockig und dick waren, und sehr aufbrausten. Lippen und Mund sehr angenehm, so lange er nicht sprach; seine Zähne waren nicht häßlich, aber die obere Reihe trat zu weit hervor und überdeckte fast die untere, was beym Sprechen und Lachen einen unangenehmen Anblick machte. Er hatte die schönsten Schenkel und die schön-

schönsten Füße, die ich nach dem Könige an irgend einem Manne gesehen habe; indessen waren seine Beine so wie seine Schenkel nach Verhältniß des Körpers zu lang. Man bemerkte sehr früh, daß er auswuchs. Man brauchte sogleich und lange Zeit den Kragen und das eiserne Kreuz, die er, so lange er in seinem Appartement war, selbst vor den Leuten tragen mußte, und vergaß keine der Uebungen und Spiele, welche dazu dienen konnten, das Auswachsen zu verhindern. Die Natur behielt aber die Oberhand: er wuchs aus, aber so ganz besonders auf der einen Schulter, daß er davon hinkend wurde; nicht als wenn seine Schenkel und Beine nicht vollkommen gleich gewesen wären, sondern weil in dem Maasse, wie seine Schulter auswuchs, von den Hüften bis zu den beyden Füßen nicht mehr die nämliche Distanz blieb und weil er daher, statt eine senkrechte Stellung zu haben, sich auf eine Seite neigte. Es schadete ihm aber gar nicht an der Leichtigkeit seines Ganges, er gieng darum nicht weniger lange, schnell und gern, er liebte die Promenade und ritt sehr gern, ob er gleich nicht gut ritt; was aber erstaunlich ist, ist, daß er mit seinem durchdringenden Blicke, mit so viel Geist, mit der angebildeten so außerordentlichen Tugend und mit seiner so gründlichen Frömmigkeit, sich nie in der Figur, die ihm sein Wuchs gab, erblickte und sich gar nicht daran gewöhnen konnte.

Dies war eine Schwachheit, welche vor Unachtsamkeit und Indiscretion sehr auf seiner Hut zu seyn nöthig machte und denjenigen von seinen Leuten, welche diesen Fehler der Natur soviel als möglich durch Anzug und Frisur verstecken und sich hüten mußten ihm merken zu lassen, daß sie das, was doch in die Augen sprang, bemerkten, manche Noth machte. Es zeigt dies, daß es keinem Menschen hienieden gegeben ist, ganz voll-

Kommen zu sehn. So viel außerordentliche Talente, verbunden mit einer solchen Lebhaftigkeit und Empfindsamkeit, und mit soviel brennenden Leidenschaften, machten das Geschäft der Erziehung nicht leicht. Der Herzog von Beauvilliers, welcher ganz die Schwierigkeit und Wichtigkeit derselben fühlte, übertraf sich dabey selbst durch seine Aufmerksamkeit, seine Geduld und die Mannigfaltigkeit der Mittel. Wenig von den Unter-gouverneurs unterstützt, half er sich mit allem, was in seiner Macht stand. Fenelon, Fleury sein Lehrer, der eine so schöne Geschichte der Kirche geliefert hat; einige ihm zugegebene Edelleute, Moreau erster Kammerdiner, weit über seinen Stand erhaben, ohne sich dessen zu überheben, einige Bediente von seltener Art, von Nichtangestellten aber, der Herzog von Chevreuse — diese alle waren in Thätigkeit und arbeiteten in einem Geiste unter der Direction des Gouverneurs, dessen Erziehungskunst, historisch entwickelt, ein gleich interessantes und lehrreiches Werk seyn würde. Aber Gott, in dessen Hand das menschliche Herz steht und der seinen göttlichen Geist wohin er will ausgießt, machte aus diesem Prinzen ein Werk seiner Rechte. Zwischen dem achtzehnten und zwanzigsten Jahre war sein Werk vollendet; und so gieng aus einem Gewirre von Lastern ein Prinz hervor sanft, human, leutselig, mäßig, geduldig, bescheiden, bußfertig, oft mehr als sein Stand zulassen konnte; demüthig und streng gegen sich, ganz auf seine Pflichten gerichtet, deren Unendlichkeit er einsah, dachte er nur darauf die Pflichten des Sohnes und des Unterthanen mit denen, zu denen er sich bestimmt sah, zu vereinigen. Die Kürze der Tage war seine stete Klage. Er fand alle Stärkung und Trost im Gebet und suchte sich durch fromme Lectüre zu bewahren. Seine Neigung zu den abstracten Wissenschaften, die Leichtigkeit, mit der er sie faßte, raubte ihm anfangs

manche

manche Zeit, die er aber bald dem Unterricht in den Dingen seines Standes und dem Wohlstande seines Ranges schuldig zu seyn glaubte. Bestimmt zu herrschen und einstweilen einen Hof zu halten, machte ihn das erste Streben nach Frömmigkeit und das Gefühl seiner Schwäche für das Vergnügen, weltlich. Die Wachsamkeit über sich selbst, in der er sich nichts hingehen ließ und sich nichts hingehen lassen zu dürfen glaubte, hielt ihn in seinem Cabinet eingeschlossen als in einem allen weltlichen Dingen unzugänglichen Heiligthume. Wie sonderbar ist die Welt! sie hätte ihn in seinem ersten Zustande verabscheut und jetzt gerieth sie in Versuchung ihn in dem zweyten zu verachten. Der Prinz fühlte es und ertrug es. Er heftete mit Freuden diese Art von Schimpf an das Kreuz seines Erlösers, um sich selbst in das bittere Andenken an seinen vergangenen Stolz zu versenken. Was ihm aber das peinlichste war, er fand dieß in den stärksten Zügen in seiner eignen innersten Familie. Der König mit seiner erheuchelten Devotion und Regelmäßigkeit sah bald mit geheimem Verdruß einen Prinzen von solchem Alter durch sein Leben, ohne es zu wollen, das seinige tadeln; er sah, wie er sich einst ein neues Schreibepult versagte, um die dazu bestimmte Summe den Armen zu geben, und bescheiden für die neue Vergoldung dankte, womit man sein kleines Appartement verjüngen wollte. Man sieht *), wie sehr den König seine zu hartnäckige Weigerung, sich zu einem Ball in Marly am heil. drey Königs Tage einzufinden, verdroß. In der That war dieß der Fehler eines Novizen; er war seinem Großvater dem Könige so viel Respect, oder wenn wir das Wort zergliedern wollen, so viel Nachsicht und Ergebung schuldig, daß er ihn nicht durch einen so auffallenden Contrast reizen durfte; im Grunde und an sich aber war

E 4

es

*) Man sehe das VI Capitel.

es eine große Handlung, die ihn allen Folgen des dem Könige gemachten Verdrusses und dem Gerede eines Hofes aussetzte, dessen Idol der König war, und der eine solche Sonderbarkeit lächerlich machte.

Monseigneur war ihm nicht weniger ein Stein des Anstoßes. Ganz in die Materie versunken und Sklav der Favoriten, die den jungen Prinzen schon fürchteten, bemerkte er an ihm nur die rauhe Schale und fand sich von seiner Sittentrümmerei abgestoßen. Die Herzogin von Burgund, wegen des angenommenen strengen Ernstes ihres Gemahls besorgt, versuchte alles, um seine Sitten zu schmeidigen. Ihre Reize, welche sein Herz gefesselt hatten, die Coqueterie und Ausgelassenheit der jungen Damen ihrer Suite, unter hundert verschiedenen Formen verlarvt; der Reiz der Vergnügungen und Lustparthieen, für den er nichts weniger als unempfindlich war: alles wurde in Bewegung gesetzt. Jeden Tag erfolgten im Innern der Cabineter Vermahnungen von Seiten der Devoten her und harte Ausfälle von Seiten des Königs, die stärksten Aeusserungen der Abneigung Monseigneurs, die boshafte Auszeichnungen seines Hofes und seine zu unverstellte Vorliebe für den Herzog von Berry, den der Dauphin daselbst, als lustiger Fremder behandelt, mit lautem Beyfall geliebt und hervorgezogen sehen mußte: um solche Proben und zwar täglich zu bestehen, ohne zu wanken, muß man viel Stärke der Seele haben. Man muß von der unsichtbaren Hand unterstützt seyn, wenn jede Stütze von Aussen weicht, wenn ein Prinz von solchem Range, vor dem alles die Kniee beugt, sich dem Hasse der Seinigen, ja selbst der Verachtung eines Hofes ausgesetzt sieht, der keine Zurückhaltung mehr hatte und mit geheimem Schrecken daran dachte, einst unter seinem Scepter stehen zu müssen. Indessen brachte ihn die Furcht, dem

Könige

Rönlige zu mißfallen, Monseigneur sich verhaßt zu machen und andern eine Abneigung gegen die Tugend zu geben, wieder immer mehr zurück und die harte rauhe Schale sänftigte sich ein wenig. Er verstand endlich, was es sey, Gott um Gottes willen aufzugeben und daß die treue Ausübung der Pflichten, welche der von Gott gegebene Zustand mit sich bringt, die reellste und ihm angenehmste Frömmigkeit ist. Er fieng also an, sich fast ganz allein auf die Kenntniß der Dinge zu legen, welche zur Regierung vorbereiteten; er gab sich mehr der Welt, und er that es auf eine so willige, so natürliche Art, daß man bald den Grund fühlte, warum er vorher sich der Welt versagte und wie ungern er sich auch nur ihr lieb; und die Welt, die sich gern geliebt sieht, fieng an, vernünftig zu werden. Er hatte zum Beyfall der Truppen in seinem ersten Feldzuge in Flandern mit dem Marschall von Boufflers sehr viel Glück. Er gefiel nicht weniger in dem zweyten, wo er Brensach mit dem Marschall von Tallart einnahm; er zeigte überall ein sehr freyes Betragen, weit über das erhaben, was Marsin wollte, der ihm zum Mentor mitgegeben worden war. Um ihn an Hof zurück zu bekommen, mußte man den Plan von Landoin vor ihm verhehlen, das erst nachher an Tag kam. Die traurigen Constellationen der folgenden Jahre erlaubten nicht ihn wieder an die Spitze der Armee zu stellen. Endlich hielt man doch seine Gegenwart daselbst für nothwendig, um die Armee wieder zu beleben und die verlorne Disciplin wieder herzustellen. Dieß war im J. 1708: das Horoscop, das mich meine Kenntniß von den herrschenden Eigennützigkeiten und Intriguen damals gegen den Herzog von Beauvilliers in den Gärten von Marly stellen ließ, noch ehe die Declaration öffentlich wurde, traf auf eine unglaubliche Weise ein.

Wir haben gesehen, mit welcher raschen Stufenfolge von Lügen, Hinterlist, unmäßiger Frechheit, und mit welcher unerhörten Unverschämtheit den König, den Staat und die Wahrheit zu verrathen, eine höllische Cabale, auf das beste organisirt, diesen Prinzen in dem Reiche, dessen Krone er einst tragen sollte, und in seinem väterlichen Hause vernichtete, so daß es gefährlich und verhaßt war, nur ein Wort zu Gunsten desselben zu sagen. Jene abscheuliche Geschichte ist zu seiner Zeit so gut entwickelt worden, daß ich hier nur daran erinnern will. Eine so unerwartete grausame Probe war sehr hart für einen Prinzen zu bestehen, der alles gegen sich vereinigt sah und der nichts für sich hatte als die Wahrheit, die durch alle Zauberkünste der Magier des Pharao erstickt war. Er sählte sie in ihrer ganzen Last und Ausdehnung und in jedem ihrer Punkte: aber er bestand auch sie mit Geduld, Festigkeit und besonders mit aller Gottseligkeit eines Auserwählten, der in allem nur Gott sieht, der sich unter seine Hand demüthigt, der das von der göttlichen Hand ihm zugeschickte Ungemach als Uebung im Guten betrachtet, und ihm für alles dankt; der die Großmuth so weit treibt, nichts thun und sagen zu wollen, als was er sich und was er dem Staate und der Wahrheit schuldig ist, und der so sehr gegen die Menschlichkeit auf seiner Hut ist, daß er weit disseits der gerechtesten heiligsten Schranken stehen bleibt. Soviel Tugenden fanden doch endlich ihren Lohn in dieser Welt und einen um so reinern, da sich der Prinz, weit entfernt etwas dafür zu thun, sich noch immer sehr zurückhielt. Ich habe alles diese herrliche Revolutionn betreffende genugsam entwickelt, und ich begnüge mich auf sie bloß hinzuweisen, wie Minister und Hof zu den Füßen dieses Prinzen lag, der im Besiz des Herzens des Königs, der Inhaber seiner Autorität in den Geschäften und Gnadenerteilungen und sein Stellvertreter

vertreter in der Sorge für das Detail des Gouvernements war.

Damals legte er sich mit verdoppeltem Eifer auf das Studium des Regierungsgeschäftes und alles dessen, was ihm die Führung desselben erleichtern konnte. Er verbannte alle Lieblingesstudien und theilte die Einsamkeit seines Cabinets zwischen das Veten, das er verkürzte, und in das Studieren, das er vervielfältigte, und seine äussere Existenz in die sorgfältige Cultivirung des Königs und der Frau von Maintenon, in die Achtsamkeit und Liebe für seine Gemahlin und in die Aufmerksamkeit auf seine Hofhaltung und das Bestreben, durch Herablassung sich Liebe zu erwerben. Jemehr ihn der König erhob, desto mehr legte ers darauf an, sich demüthig zu erhalten: jemehr ihm der König Achtung und Zutrauen bezeugte, desto mehr wußte er ihm mit Klugheit, Verstand, Kenntniß, besonders aber mit einer Mäßigung, die von jedem Wunsch und jeder Selbstgefälligkeit, und von der geringsten Anmaßung entfernt war, entgegenzukommen. Seine und anderer Geheimnisse, waren bey ihm immer undurchdringlich. Sein Vertrauen gegen seinen Beichtvater erstreckte sich nicht bis auf die Geschäfte; man weiß nicht, ob das, welches er zu dem Bischof von Cambrai gefaßt hatte, sich weiter erstreckt habe; man kann es nur nach dem beurtheilen, das er zum Hrn v. Chevreuse hatte und noch mehr zum Hrn von Beauvilliers als zu irgend jemand anderm: man kann sagen, diese beyden Schwäger waren ein Herz und eine Seele und Fenelon war das Leben und bewegende Prinzip derselben. Ihre Ergebung gegen ihn war ohne Grenzen, ihr geheimer Zusammenhang ununterbrochen. Er wurde ohne Unterlaß über Großes und Geringses um Rath gefragt, es mochten öffentliche, politische oder häusliche Angelegenheiten seyn; ihr Ver-

trau-

trauen war ganz in seiner Hand. Der Prinz wußte dieß sehr gut und ich bin immer der Ueberzeugung gewesen, wie wohl ich gar keinen Grund als meine Vermuthung gehabt habe, daß er sich sogar durch sie Rath's erhohlte und daß sie es waren, durch die jene bekannte so hohe Freundschaft, Achtung und Zutrauen gegen sie erhalten wurde. Er konnte darauf rechnen und sicherlich wußte er es auch selbst, daß wenn er einen von ihnen sprach und hörte, er alle drey sprach und hörte. Sein Vertrauen zu den beyden Schwägern hatte demungeachtet seine verschiedenen Grade; hatte er zu einem gänzliche Ergebenheit, so war es für den Herzog von Beauvilliers. Demungeachtet gab es Dinge, wo dieser ihm seine Meynung nicht entlockte; zum Beispiel in vielen Angelegenheiten mit dem römischen Hofe, in den Händeln des Cardinals von Noailles und in manchen Angelegenheiten des Geschmacks und der Neigung. Dieß habe ich mit meinen eignen Augen gesehn und mit meinen Ohren gehört. Ich stand mit ihm nur durch Beauvilliers in Verhältniß und ich glaube mich nicht zu erniedrigen, wenn ich sage, daß ich mit diesem in jedem Sinne und in jeder Rücksicht in keinem Vergleiche stand. Demungeachtet hat er mit mir oft Verabredungen getroffen, um durch mich bey dem Prinzen etwas zu machen, zu ergründen, ihm etwas bezubringen, ihm etwas zu nähern, oder etwas von ihm zu entfernen und hat nach meiner Meynung seine Maaßregeln genommen; und mehr als einmal, wenn ich ihm mein Gespräch mit dem Prinzen referirte, hat er mir mit Erstaunen Dinge wiederhohlen lassen, über die sich der Prinz, wie er gestand, nie so weit gegen ihn herausgelassen, und andre, von denen er ihm nie etwas gesagt hatte. Es ist wahr, dieser Fall war selten, aber er ist doch vorgekommen und mehr als einmal. Ich will damit gerade

rade nicht sagen, daß der Prinz zu mir mehr Zutrauen gehabt habe: ich würde mich deswegen um feinet und meinethwillen schämen und wenn er dieses Fehlers fähig gewesen wäre, mich in Acht nehmen ihn zu bemerken; ich verbreite mich nur über diese besondern Umstände, welche niemand als ich hat bemerken können, um zu beweisen, daß das ungetheilte Zutrauen dieses Prinzen, das auf alles gegründet war, was nur Zutrauen geben und erhalten kann, nie bis zur gänzlichen Ergebung und Aufopferung gieng, woraus nur zu oft für Könige, Königinnen, Völker und Staaten das größte Unheil entstanden ist. Das Urtheil dieses Prinzen war also keineswegs gefesselt, sondern gleich der Biene wählte er aus den schönsten besten Blumen das beste Honig. Er befeiligte sich die Menschen kennen zu lernen, und von ihnen den Unterricht und die Einsicht zu erhalten, die er von ihnen hoffen konnte. Er besprach sich bisweilen mit einigen über besondere Angelegenheiten, aber selten und nur im Vorbeygeh'n; noch seltner im geheim, um nöthige Aufklärungen über manche Dinge zu erhalten, was aber nicht wiederholt, noch weniger zur Gewohnheit wurde. Ich weiß nicht, und das wäre mir doch nicht entgangen, daß er gewöhnlich mit irgend jemand, ausser mit den Ministern (und der Herzog von Chevreuse war einer) und mit einigen Prälaten, gearbeitet hätte. Ausser diesen war ich der einzige, der geheime, freye und häufige Audienzen bey ihm genoß. Da eröffnete er sein Herz über Zukunft und Gegenwart mit Vertraulichkeit und dabey mit Verstand, Zurückhaltung und Discretion; er sprach frey über Plane, die er für nöthig hielt, und ließ sich in allgemeinen Dingen ganz gehen; aber zurückhaltend war in Privatsachen und noch mehr über Privatleute; wenn er mir aber, selbst über so etwas, Notizen, die ihm nützlich seyn konnten, entlocken wollte, so suchte ich geschickt

schickt zu entschlüpfen, was mir auch bey dem Zutrauen gelang, das er immer mehr zu mir gefaßt hatte und das ich ganz dem Herzog von Beauvilliers, und in zweyter Ordnung dem Herzog von Chevreuse zu danken hatte, dem ich nicht wie seinem Schwager, Rechenschaft zu geben pfegte, dem ich mich aber doch sehr oft zu eröffnen nicht unterließ. Ein Buch würde nicht die Beschreibung aller der verschiedenen Tete a tetes zwischen diesem Prinzen und mir fassen können. Welch eine Liebe des Guten! welche Entfagung seiner selbst! welche Untersuchung, wie reich, wie bestimmt! und, darf ich es sagen, weldy ein Abglanz der Gottheit in dieser reinen einfachen starken Seele, die soweit es dem Irdischen versattet ist, das Bild derselben darstellte! Wie glänzten die Eindrücke einer gleich fleißigen und sorgfältigen, gelehrten, weisen und christlichen Erziehung und die Betrachtungen eines erleuchteten Lehrlings, der zur Herrschaft geboren war! Da verschwanden die Zweifel, die ihn im öffentlichen Leben beherrschten; er suchte zu wissen, mit wem er zu thun haben würde; er that den ersten Schritt, um ein Tete a tete mit Offenheit und Freyheit zu genießen. Aber welche List besaß er, und wie groß war seine Neugierde und sein Durst nach Wissen! Von einem zum andern brachte er seine Leute auf so viel Dinge, Menschen und Begebenheiten betreffend, daß, wer nichts ihn zu befriedigen bey der Hand hatte, sehr unzufrieden mit sich selbst wegehen und ihn sehr unbefriedigt lassen mußte. Vorbereitung war eben so unmdglich. In diesen Impromptus suchte der Prinz eben Wahrheiten zu erfahren, die so nirgends her, mit etwas Fremdem vermischt werden konnten, und suchte durch solche mannigfaltige Ausforschungen seine getroffene Wahl, wieviel er sich in irgend etwas darauf verlassen könnte, zu prüfen. Auf diese Art wurden seine Leute, die gewöhn-

wöhnlich auf eine halbe oder Viertelfunde, mit ihm über eine gewisse Sache zu sprechen gerechnet hatten, zwey Stunden und sehr oft noch länger bey ihm aufgehalten; und der Prinz brachte sie immer auf die Sache, von der er eigentlich sprechen wollte, zurück, aber durch eine Menge von Zwischensätzen, die er geschickt einzuleiten und zu wenden wußte und von denen oft manche sein Hauptaugenmerk waren. Da konnten ihn keine Wortmacherey, kein Kompliment, keine Lobsprüche, kein Glückwort, keine Borrede, keine Erzählung von dem Gange des Gespräches abbringen: alles gieng auf die Absicht, den Zweck los. Nichts war ohne Grund, ohne Ursache und nichts sagte er um des bloßen Scherzes oder der Unterhaltung willen. Da mußte oft der allgemeinen Menschenliebe die besondere nachstehen; da wurde, was auf eines jeden Rechnung stand, genau untersucht; da wurden Pläne, Einrichtungen, Veränderungen und Wahlen gefaßt, zur Reife gebracht und oft ganz ohne es zu wissen entdeckt. Dieß geschah gegen den Herzog von Beauvilliers; bisweilen gegen ihn und den Herzog von Chevreuse zugleich, welche gleichwohl sehr selten beyde zusammen bey ihm waren. Oft gab es aber Dinge für beyde zugleich, oder für einen oder den andern, wiewohl selten für den Herzog von Beauvilliers; durchaus und in allem aber wurde ein unverlegliches Stillschweigen beobachtet.

Mitten unter diesen vielen und großen Gaben, ließ dieser furchtbare Prinz doch einige Schwächen blühen, und oft sogar Mangel an Verstand, was man bey soviel Großem und Keckem kaum verstehen konnte; indem man sich nicht erinnern mochte, daß er einst voll Fehler und Taster gewesen sey, und nicht über die ungeheure Umänderung und über die gehabte Nähe der

rer reflectiren mochte, die aus ihm einen Prinzen gebildet hatten, der der Vollkommenheit so nahe war, daß man erstaunte, daß er nicht den Gipfel derselben erreicht habe. Ich habe übrigens schon einige seiner leichten Fehler berührt, die, ungeachtet seines Alters, noch Ueberbleibsel seiner Kindheit waren und sich Tag für Tag immer mehr verlohren, so daß man mit Grund ihr gänzliches Verschwinden prophezenhen konnte. Ein wichtigerer Fehler, den aber Reflexion und Erfahrung sicher geheilt haben würde, war, daß er gegen manche wiewohl wenige Personen eine Freundschaft, ja sogar enge Vertraulichkeit hatte, mit welcher keine Achtung in dem Grade gepaart war. Seine Gewissenszweifel, der Zwang, die Manieren seiner Devotion, verloren sich mit jedem Tage mehr, und jeden Tag gelang ihm ein neuer Schritt; besonders war er von dem Fehler geheilt, in der Wahl der Leute mehr auf Frömmigkeit, als jedes andere Talent zu sehn; das heißt einen Minister, Ambassadeur, General mehr um seiner Frömmigkeit als um irgend eines Talentes willen zu wählen. Er hatte in Hinsicht seiner so großen Schätzung der Frömmigkeit die Ueberzeugung gewonnen, daß es viele brave Leute gebe, die ohne Frömmigkeit zu vielen Dingen brauchbar wären und die man einstweilen brauchen müsse; denn er kannte die Gefahr, Heuchler zu machen. Da er ein sehr lebhaftes Gefühl hatte, so ließ er andern diesen Charakter hingehen und liebte und schätzte sie darum nicht minder. Nie war ein Mensch so Ordnung liebend, keiner, der sie so gut kannte, so voll des Wunsches, sie überall herzustellen, Verwirrung zu vermeiden und jeden Menschen und jede Sache an ihre Stelle zu setzen; keiner, der so gut wußte, wie diese Ordnung, durch Maximen, Gerechtigkeit und Vernunft zu reguliren sey, aufmerksam, noch ehe er Herr war, dem Alter,
dem

dem Verdienste, der Geburt und dem Range, die zu diesem Zwecke dienliche Auszeichnung zu geben und bei jeder Gelegenheit zu erweisen. Seine Projekte übrigens, würden diese Denkwürdigkeiten zu sehr ausdehnen; die Entwicklung derselben würde ein besonderes Werk ausfüllen, das aber seinen Verlust erst recht fühlbar machen würde. Indes will ich doch, ohne mich auf tausend Details über das Wie, über die Personen einzulassen, einiges davon im Groben anführen.

3.

Die Vernichtung des Adels war ihm verhasst und die Gleichstellung aller Adelichen unter einander unerträglich. Diese gänzliche Neuerung, die nur den Unterschied der Würden ließ und die den Noble mit den Gentilshommes und diese mit den Seigneurs in eine Klasse setzte, schien ihm äußerst ungerath zu seyn. Diesen Mangel einer Gradation hielt er für die nächste Ursache zu dem Untergange eines ganz militärischen Staates. Er erinnerte sich, daß dieser Staat in den größten Gefahren unter Philipp von Valois, unter Karl V, unter Karl VII, unter Ludwig XII, unter Franz I, unter seinen Enkeln, unter Heinrich IV niemandem als eben dem Adel seine Rettung verdankt habe, der sich in den Grenzen dieses gegenseitigen Unterschieds gehalten und die Bereitwilligkeit und die Mittel gehabt habe, dem Staate zu Hülfe die Waffen zu tragen und zwar Schaaren- und Provinzenweise, ohne Verwirrung und Unordnung, weil keiner aus seinem Plaze herausgetreten und dem über ihm stehenden zu gehorchen sich geweigert habe. Diesen Beystand sah er durch die entgegengesetzten Einrichtungen vernichtet, vermöge welcher jeder Noble mit jedem andern gleichen Rang behaupten kann, und wodurch alle Organisation in der Nation aufgehoben ist, und

S

Denkwürdigk. XXVII. Bd. kein

kein Commando und keine Subordination mehr statt hat.

Was die Mittel dieser Neuerung betrifft, so schmerzte ihn der Ruin des Adels im Innersten seiner Seele, wie fortgesetzt alles angewandt wurde, um ihn herabzubringen, und wie das Elend und die häufigen durch den Mangel nöthig gemachten Mißheirathen den Adel des Geschlechts verfälschten. Er sah mit Unwillen, wie der französische so berühmte glänzende Adel fast in eine Klasse mit dem Volke herabsank, von dem er sich nur dadurch unterschied, daß das Volk zu jeder Arbeit, jedem Geschäft, selbst zu den Waffen freye Wahl hat; da hingegen der Adel, zu einer besondern Art von Volk herabgesunken, keine Wahl hat, als einen tödtenden verderblichen Müßiggang, der ihn zu allem unnütz und lästig und verächtlich macht, oder genöthig ist, das Kriegshandwerk zu ergreifen und unter schimpflichen Behandlungen von Commis, Staatssecretärs und den Secretärs der Intendanten sich todtschlagen zu lassen. Der größte Theil dieses Adels vermag dennoch durch seine Geburt und durch die Würden, welche ihn, ohne aus seinem Stande herauszutreten, über seine Geburt erheben, nicht so viel, daß er entweder jenem traurigen Loose, unnütz zu seyn, entgehe, oder den Verdruß, von den Herrn von der Feder auch im Kriege abzuhängen, vermeide. Besonders reizte seinen Unwillen der Schimpf, der den Waffen, durch welche doch diese Monarchie allein gegründet und erhalten worden, dadurch angethan werde, daß ein alter gedienter Offizier, der vielleicht mit Narben bedeckt, vielleicht sogar mit dem Range eines Generallieutenants, und mit erhaltener Pension, voll Achtung und Ruhms nach Hause kehrt, daselbst mit jedem Bauer seines Kirchsprengels in der That in eine Klasse gesetzt seyn solle, wenn er nicht von Adel ist; wie sich dieß bey mehreren alten Offizieren, die

Jud.

Ludwigs Ritter und pensionnirt waren, gesehn habe, ohne daß ein Mittel, es zu ändern, vorhanden war; da hingegen die geringsten juristischen und cameralistischen Aemter, selbst wenn sie gekauft sind, ganz andre Auszeichnungen gewähren.

Der Prinz konnte sich nicht daran gewöhnen, daß man nicht sollte zur Verwaltung des Staates theilweise oder im Ganzen gelangen können, ohne maitre des requêtes gewesen zu seyn, und daß den jugendlichen Händen jener Magistratur durch die Gouverneurs die Provinzen in jeder Rücksicht und mit unendlich größerer Gewalt und viel unumschränkterer Autorität übergeben seyen, als die Gouverneurs der Provinzen je gehabt hatten, deren Macht man so sehr eingeschränkt hatte, daß ihnen nichts als der Name und die bloße Besoldung geblieben war. Nicht weniger fand er es anstößig, daß das Gouvernement mancher Provinz, in Abwesenheit des Titular-Gouverneurs und Generallieutenants, welche nothwendig immer statt hatte, mit gleicher Gewalt über die Truppen, mit der Stelle des Chefs des Parlamentes derselben Provinz, bisweilen bleibend, vereinigt war.

Ich will nicht wiederholen, wie er über die Macht und Erhebung der Staatssecretärs, der andern Minister und über die Form ihrer Regierung dachte. Es ist vor nicht gar langer Zeit da gewesen, so wie auch, was er von dem Zehnten und von den Finanzen und Finanziers dachte. Die ungeheure Zahl der zur Erhebung und Empfang der ordentlichen und außerordentlichen Auflagen Angestellten, und die Art der Erhebung; die enorme Menge von Justizbeamten und Aemtern aller Art, für den Proceß, die Chicanen, die Proceßkosten u. s. w.; die Ungerechtigkeit des Hinziehens der Rechtshändler, die Grausamkeiten, die dabey verübt, die Ruine, die dadurch veranlaßt werden, reiz-

ten so sehr seinen Unwillen, daß er fast ungeduldig war, daß er noch nicht im Stande war, diese Mißbräuche abzuändern.

4.

Die Vergleichung, die er zwischen den Provinzen, mit Landständen und den andern angestellt hatte, hatte ihn auf den Gedanken gebracht, das Königreich in Theile zu theilen, die so weit es möglich wäre in Rücksicht des Reichthums vollkommen gleich wären; jede solche Abtheilung von Landständen administriren zu lassen, ihnen eine einfache Einrichtung zu geben, um alles Geschwäg und Unordnungen zu verbannen, und aus einem eben so einfach zusammengesetzten Ausschusse von allen Landständen der Provinzen bisweilen eine Reichsstandsversammlung zu bilden.

Ich erinnere hier an jenen erhabenen Grundsatz dieses Prinzen, nämlich daß ein König um seiner Unterthanen willen da sey, und nicht die Unterthanen um seinetwillen, welchen Satz er öffentlich, selbst im Salon zu Marly, zu äussern sich nicht scheute. Es war der Grundsatz eines Vaters des Vaterlandes, aber ein Satz, der unter einer andern Regierung als der seinigen, die Gott nicht zugelassen hat, die größte Blasphemie seyn mußte.

Mit Wohlgefallen sah sich dieser Prinz als König im Schoosse der in den Reichsständen versammelten Nation; er sah die unendlichen Vortheile, die daraus entstanden, wenn er von Gebrechen des Staates und den Heilmitteln derselben durch Deputirte unterrichtet wurde, die die erstern aus Erfahrung kannten, und wenn er über die letztern mit denen sich berathen konnte, welche dabey zunächst betroffen waren. Aber in diesen Landständen wollte, er nur drey Stände anerkennen

kennen und demjenigen Stande ausdrücklich den dritten Platz lassen, der ihn in neuerer Zeit selbst verlassen zu wollen geschienen hat.

Was den Rang, die Würden und Chargen betrifft, so waren die fremden Ranggebenden Verhältnisse oder die angeblich solchen, seinem Geschmack und Maximen nicht entsprechend und den fremden Würden war er nicht günstiger. Sein Plan war auch nicht, die ersten Würden des Königreichs zu vervielfältigen; dem ungeachtet wollte er den hohen Adel mit Auszeichnungen begünstigen. Er fühlte, daß sie bey den wahren Seigneurs nicht ohne Zwietracht von der Geburt abhängig zu machen seyen; und doch war es ihm unangenehm, daß es außer den ersten und höchsten keine Auszeichnungen und Belohnungen für diese Personen geben sollte. Er dachte daher darauf, nach dem Beispiel, wiewohl nicht nach dem Vorbilde von England, Würden zu schaffen, die durchaus geringer als die des Herzogs und Pairs waren; die einen erblich und von verschiedenen Stufen mit eigenem Rang und Auszeichnung; die andern lebenslänglich, in ihrer Art der Würde eines *duc non verifié* oder *à brevet* gleich. Das Militär hätte nach demselben Plan und aus demselben Grunde ebenfalls dergleichen Würden unter dem Range der Marschälle von Frankreich erhalten; der St. Ludwigsorden wäre weniger gemein gewesen und der St. Michaelsorden wäre aus der Verachtung, in die er versunken ist, hervorgezogen und wieder zu Ehren gebracht worden, um den h. Geistesorden mehr einzuschränken.

Was die Chargen betrifft, so begriff er nicht, wie der König für seine Minister soviel Gesälligkeit haben können, die erstern, nach den Großen seines Hofes, in die Verachtung sinken zu lassen, die nach und

nach das Loos aller geworden ist. Der Dauphin hätte ein Vergnügen darin gefunden, sich in diesen Chargen von wahren Seigneurs bedient und umgeben zu sehn; er hätte andre geringere Chargen hervorgezogen und einige neue für Personen von weniger Auszeichnung hinzugefügt. Alles dieses zusammen hätte seinen Hof und seinen Staat glänzend gemacht und ihm viel mehr Belohnungen an die Hand gegeben; aber er war kein Freund der forterbenden Chargen und sah mit Mißvergnügen, daß dieselbe Charge, dasselbe Gouvernement, durch Gewohnheit gleichsam erblich geworden, vom Vater zum Sohne übergieng. Sein Plan, nach und nach alle Chargen des Hofes und Militärs frey zu machen und die Verkäuflichkeit auf immer aufzuheben, war den brevets de retenue und den Survivances (Diplomen für Beybehaltung gewisser Aemter oder für Anwartschaften auf den Fall des Todes), welche den jungen Leuten keine Ansprüche, keine Wünsche, kein Streben zuließen, nicht günstig. Was das Militär betrifft, so war er kein Freund jener Ordnung nach der Liste, welche Louvois durch seine besondere Autorität eingeführt hat, um Stand, Verdienst und Nichts gleich zu setzen und alles, was im Dienste steht, zu einer Klasse zu erheben. Er betrachtete diese Erfindung als die Aushebung jedes Wettseifers, jedes Strebens zu lernen, sich zu bilden und zu handeln, als die Ursache jener unendlichen Promotionen, wodurch eine zahllose Menge Generalofficiere entstehen, wovon man den größten Theil weder anstellen noch belohnen kann, und unter welchen man so wenig Männer von Fähigkeit und Talent findet: was leider auch bey solchen, die man endlich zu Marschällen machen muß, und unter diesen bey commandirenden Generalen der Fall ist; ein Mißbrauch, wovon der Staat, besonders seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, wo diejenigen, welche vor dieser Einrichtung

da waren, nicht mehr lebten oder außer Stand waren zu dienen, die verderblichsten Folgen verspürt hat.

5.

Jener erhabene, heilige Grundsatz, daß die Könige um ihres Volkes willen da sind und nicht das Volk wegen seines Königs, hatte sich so tief in seine Seele geprägt, daß ihm dadurch aller Luxus und der Krieg verhaßt geworden war. Dieß machte, daß er sich oft zu frey über die letzt genannte Geißel der Staaten äusserte; Aeusserrungen, die in ihrer Wahrheit dem Ohre der Welt zu hart klangen und zu dem ganz ungegründeten Gerede Anlaß gaben, daß er kein Freund des Kriegswesens sey. Seine Gerechtigkeit war mit dem Attribut jener undurchdringlichen Binde gezieret, welche allein das Recht sichert: er gab sich die Mühe, die im Conseil der Finanzen oder Depeschen zur Entscheidung dem Könige vorgelegten Rechtshändel zu studieren; und wenn sie wichtig waren, so durcharbeitete er sie mit Sachverständigen, von denen er sich die nöthigen Kenntnisse ertheilen ließ, ohne deswegen ihren Meinungen blind zu gehorchen. Er communizirte wenigstens alle vierzehn Tage mit einer Sammlung und Demuth, welche erstaunend war; und zwar immer im Ordensband, mit dem Kragen und kurzen Mantel. Er sprach seinen Beichtvater, einen Jesuiten, die Woche ein oder zweymal und oft sehr lange. Hierin schränkte er sich in der Folge mehr ein, gieng aber dafür öfter zum h. Abendmahl. Seine Conversation war angenehm, so viel als möglich reell und, aus einer natürlichen Neigung, immer nach denen, mit welchen er sprach, modificirt. Er liebte sehr die Erholung der Promenade; fand er daselbst einen, mit dem er über wissenschaftliche Gegenstände sprechen konnte, so war

es ihm ein Vergnügen, doch mit Mäßigung, indem er sich bloß zu unterhalten und durch ein leichtes Gespräch, wobey er mehr zuhörte, zu unterrichten suchte. Worauf er am liebsten das Gespräch lenkte, war das Kriegswesen, die Festungen, die Marine, der Commerz, fremde Länder und Höfe; bisweilen Privatbegebenheiten, die ins Publikum gekommen waren, Punkte aus der Geschichte und Begebenheiten lange vergangener Kriege. Dergleichen Spaziergänge gaben ihm Gelegenheit, sich in vielem zu unterrichten, gewannen ihm die Herzen und die Bewunderung aller und gaben allen die schönsten Hoffnungen. Er hatte an die Stelle des Schauspiels, das er seit sehr langer Zeit sparsamer besuchte, ein niedriges Spiel, wozu auch die mittelmäßigsten Kassen hinreichten, arrangirt, wodurch er mannigfaltigere Gelegenheit erhielt, die Ehre seines Spiels mehreren zu gönnen, und gleichwohl für jedermann zu sehn und zu sprechen war. Er war von jeher ein Freund von dem Vergnügen der Tafel und der Jagd. Dem letztern überließ er sich mit weniger Bedenken, fürchtete sich aber dafür, dem andern zu viel nachzugeben. Wenn er sich bey Tafel sich selbst überließ, so war er ein herrlicher Gesellschafter. Er kannte den König vollkommen; er respectirte ihn, zuletzt liebte er ihn als Sohn und machte ihm voll Aufmerksamkeit und Untertänigkeit den Hof, wobey er doch fühlen ließ, wer er sey. Auch die Gunst der Frau v. Maintenon suchte er so zu erhalten, wie es ihre Tage verlangte. So lange Monseigneur lebte, erfüllte er gegen ihn auf das gewissenhafteste die schuldige Pflicht. In seinem Betragen gegen Mademoiselle war aber mehr Zwang sichtbar, und eben so sichtbar sein Mißverhältniß mit dem ganzen Innern des Hofes von Meudre. Der Prinz bewunderte es zum wenigsten nicht minder als das ganze Publikum, daß Monseigneur, so materiell er auch war, auf eine so rühm-

rühmliche Weise sich nie an Fr. v. Maintenon hatte ge-
n öhnen können und sie nur des Wohlstandes halber und
so wenig als möglich sah; wiewohl er eben so gut wie
der König seine Maintenon hatte, nämlich Mademoiselle
la Ehoïn, und ihr eben so gut, wie jener der Frau von
Maintenon seine Kinder in die Gewalt gab. Die Prin-
zen, seine Brüder, liebte er zärtlich und seine Gemahlin
mit der größten Leidenschaft. Der Schmerz über den
Verlust derselben zerriß sein innerstes Herz. Die Fröm-
migkeit triumphirte über ihn nach dem gewaltsamsten
Kampfe. das Opfer wurde gebracht, aber es war blu-
tig; und in dieser schrecklichen Lage des Gemüths doch
nichts von Niedrigkeit, Kleinheit, Unwürdigkeit.

6.

Seine Tage wurden schnell verkürzt; aber auch
in seiner Krankheit war er noch derselbe. Er glaubte
nicht, daß er aufkommen werde, sprach darüber mit
den Ärzten und verhehlte nicht, worauf sich seine
Furcht gründe; die täglichen Fortschritte seiner Krank-
heit, die er wohl fühlte, bestätigten ihn immer mehr
in dieser Meinung. Welche schreckliche Ueberzeugung
von dem Tode seiner Gemahlin und dem seinigen!
Aber, großer Gott, welch ein Schauspiel stelltest du
in ihm dar! und warum ist es uns nicht verstattet, die
geheimen so erhabenen Züge desselben zu entschleiern,
die nur du allein verleihen und würdigen magst! Wel-
che Nachahmung Jesu Christi am Kreuze! und nicht
allein in Rücksicht des Todes und Leidens, sie erhob sich
noch weit höher! Welche Nahrung und Ruhe! Welch
ein Uebermaß von Resignation! Welche lebhafteste Dank-
sagung für die Befreyung vom Scepter und der von
demselben abzulegenden Neuchenschaft! Welche Unter-
werfung und wie vollkommen! Welche warme Liebe
Gottes!

Gottes! Welch eine klare Einsicht seiner Nichtigkeit und Sündhaftigkeit! Welche herrliche Ueberzeugung von der unendlichen Barmherzigkeit! Welche tiefe fromme Furcht! Welches gemäßigte Vertrauen! Welch ein Seelenfrieden! Welche Andacht der Lectüre und Anhaltbarkeit des Gebers! Welch ein heißes Verlangen nach den letzten Sacramenten! Welche unüberwindliche Duldung! Welche Sanftmuth! Welche bleibende Güte gegen alle, die ihm nahen! Welche reine Frömmigkeit, die ihn zu Gott trieb! — Frankreich sank unter diesem letzten Schlage. Gott zeigte ihm einen Prinzen, den es nicht verdiente. Die Erde war seiner nicht werth, Gott nahm ihn auf in die ewige Seligkeit.

Was seinen persönlichen Character betrifft, so war er, wie man schon weiß, von Geburt ein Mensch, vor dem man zittern mußte. Er war von so heftigem Temperament, daß er aufgebracht genug werden konnte, seine Wanduhren zertrümmern zu wollen, wenn sie die Stunde schlugen, welche ihn wohin rief, wohin er nicht wollte, und daß er sich auf die sonderbarste Art über den Regen entrüsten konnte, der ihn in der Ausführung irgend eines Vorhabens hinderte. Widerstand setzte ihn in Wuth; davon bin ich mehrmals in seiner ersten Jugend Zeuge gewesen. Außerdem trieb ihn eine lebhaftige Neigung zu allem, was für Leib und Geist verboten ist. Sein Scherz war um so grausamer, je witziger und beißender er war und weil er das lächerliche sehr treffend aufsaßte. Alles dieses wurde durch eine Lebhaftigkeit des Körpers und Geistes erhöht, die an Ungestüm grenzte und die ihm in seiner ersten Zeit nichts zu lernen erlaubte, wenn er nicht zwey Dinge auf einmal that. Alles, was Vergnügen heißt, liebte er mit der heftigsten Leidenschaft und bey alle

alle dem ein Stolz und ein Hochmuth, der nicht zu beschreiben ist. Uebrigens hatte er ein gefährliches Talent, Menschen und Sachen klar zu würdigen, die Schwäche eines Raisonnements zu entdecken und tüchtiger und mit mehr Tiefe als seine Lehrer zu rasonniren; aber sobald auch die Hestigkeit der Leidenschaft vorüber war, bemächtigte sich seiner wieder die Vernunft und gewann über alles die Herrschaft; er fühlte seine Fehler, gestand sie und oft mit solcher Reue, daß er von neuem in Hestigkeit verfiel. Er hatte einen lebhaften, thätigen, durchdringenden Geist, gegen alle Hindernisse kämpfend, im buchstäblichen Sinne und in jeder Hinsicht erhaben. Wunderbar ist, daß in sehr kurzer Zeit die Frömmigkeit und göttliche Gnade aus ihm einen ganz andern Menschen gebildet und so viel und so entseßliche Fehler in die ganz entgegengesetzten Tugenden verwandelt hatte. Man nehme daher alle Lobsprüche meiner Rede ganz wörtlich. Da er immer viel Geschmack und Talent für die abstracten Wissenschaften gehabt hatte, so vertraten sie ihm die Stelle der Vergnügungen, die er, wenn sie auch noch so unschuldig waren, wegen der in ihm wohnenden Neigung für dieselben mit Schaudern floh. Dieß verbunden mit der strengen Nächstenliebe in einem Novizen, der anfangs in allem nach Vollkommenheit strebt und keine Grenzen der Dinge kennt, und mit einer Schüchternheit, die ihn überall in Verlegenheit setzte, indem er jeden Augenblick zwischen Gott, den er in allem zu beleidigen glaubte, und der Welt, die ihn mit ewigem Zwang einengte, hin und her schwankend nicht wußte, was er sagen und thun sollte — dieß alles trieb ihn in die tiefste Einsamkeit des Lebens, indem er sich nirgends als in der Einsamkeit frey fühlte und ihm sein Geist und die Wissenschaften, so wie das Gebet, das einen großen Theil seiner Zeit füllte, genug Stoff zur Beschäftigung

tigung gab. Die Gewalt, mit der er so viel und so starke Fehler bekämpft hatte, das Streben nach Vollkommenheit, die Unwissenheit, die Furcht, die wenige Beurtheilung, die eine aufkeimende Frömmigkeit fast immer begleitet, ließen ihn im Ablegen seiner Fehler ins entgegengesetzte Extrem, in eine finstre Strenge fallen, die er in allem übertrieb, die bey ihm zur Unnatur wurde und ihm oft, ohne daß er es bemerkte, die Miene eines Sittenrichters gab, die Monseigneur immer mehr von ihm entfernte, und selbst den König verdrießlich machte.

Aus tausend dergleichen Tugenden will ich einen ausheben, der die Frucht eines vorrefselichen Grundsatzes war, der aber den König ganz außer Fassung brachte und den Hof empörte. Die Anekdote trug sich zwey oder drey Jahre vorher zu. Wir waren am heil. drey Königs Tage zu Marly, wo ein Ball war. Der Herzog von Burgund wollte allein nicht erscheinen und ließ so lange auf sich warten, daß der König, der es übel aufnahm, Zeit hatte, mit ihm deswegen zu sprechen, erst im Scherz, dann etwas bitterer, endlich ganz ernsthaft und voll Unwillen, sich von seinem Enkel, von der Herzogin von Burgund, ihren Damen und sogar vom Herzog von Beauvilliers verdammen zu sehn. Man konnte ihn nicht bewegen; er widerstand mit Hartnäckigkeit und sagte, der König habe zu befehlen und er nehme sich nicht die Freiheit, irgend etwas, was er thue, zu tadeln; aber Epiphanius sey ein dreifaches Fest, und besonders ein Fest der Christen wegen der Berufung der Heiden und der Taufe Jesu Christi; er glaube diesen so heiligen Tag nicht so entheiligen zu dürfen, daß er die ihm schuldige Andacht um eines Festes willen vernachlässige, das höchstens an einem gemeinen Tage erträglich wäre. Man stellte ihm vor, daß er,
nach-

nachdem er den Morgen und Nachmittag den Pflichten der Kirche gewidmet und sich noch überdies in seinem Cabinet mit dem Gebet beschäftiget habe, den Abend dem Respect und der Gefälligkeit gegen den Vater und König aufopfern könne und müsse: aber alles war vergeblich, und außer der Zeit, wo er mit dem Könige soupirte, hielt er sich den ganzen Abend in seinem Cabinet eingeschlossen. Neben dieser Strenge war ihm von seiner Erziehung eine Präcision und Buchstäblichkeit geblieben, die ihm selbst und allen, die mit ihm zu thun hatten, Zwang anlegte. In der Welt war er immer wie in Verlegenheit, gleichsam als triebe ihn immer etwas hinweg, als wenn er ganz andere Dinge zu thun hätte und als wenn er fühlte, daß er seine Zeit verliere und sie besser benutzen könne. Auf einer andern Seite glich er sehr jungen Zöglingen, die den ganzen Tag vom Zwange ihrer Uebungen gepreßt sich dafür in ihren Erholungsstunden durch allen möglichen Lärm und Kunderereyen entschädigen, weil jedes andre Vergnügen in ihrer Schule untersagt ist.

Der junge Prinz war leidenschaftlich in die Herzogin von Burgund verliebt; er überließ sich aber dieser Leidenschaft nur mit strenger Zurückhaltung. Mit den jungen Damen bey den Spielpartgien im Privatstempel belustigte er sich immer mit Mäßigung von seiner Seite, auch wenn sie mit jugendlicher Unbesonnenheit fühner waren.

7.

Meine Hand erstarrt, da ich an die Erzählung der abscheulichen Dinge gehe, die doch nun einmal erzählt werden müssen. Ich würde sie unterdrücken, wenn mich nicht die Wahrheit, welcher der Historiker stets gehorchen muß; wenn mich nicht andere Greuel, welche, wenn

wenn anders möglich, den Abscheu der erstern erhöhet haben; wenn mich nicht das öffentliche Gerücht, das davon in ganz Europa erschollen ist, und wenn mich nicht die wichtigen Folgen, zu welchen sie Anlaß gegeben haben, nöthigten, denselben als einem integrierenden Theile der unter meinen Augen vorgegangenen wichtigern Dinge eine Stelle hier anzuweisen.

Die so schnelle, sonderbare, den Aerzten unbekante schnelle Krankheit der Dauphine hatte in ihrer kurzen Dauer die Einbildungskraft der Menschen, die durch die kurz vorher an Boudin gelangte und durch die vom Könige von Spanien zugesandte Nachricht bestätigte Anzeige schon gereizt war, mit dem schwärzesten Verdacht erfüllt. Der Unwille des Königs über die Aenderung ihres Vaters, welchen die Prinzessin, wenn sie lebend geblieben wäre, hart gefühlt haben würde, wick dem Schmerze über ihren Verlust und vielleicht über den Verlust aller seiner Unterhaltungen und Vergnügungen. Sein Schmerz verlangte Aufklärung über die Ursache eines so traurigen Falls, um ihn in Stand zu setzen, andere dergleichen zu verhüten oder von der Unruhe, die ihn ängstigte, befreit zu werden. Die medicinische Facultät erhielt deswegen aus seinem Munde die präciseften Befehle. Die Oeffnung der Leiche gewährte keinen Trost: keine natürliche Ursache des Todes; aber wohl zeigte sie andre Ursachen gegen die innern Theile des Kopfes zu, in der Nähe des Ortes, wo sie so viel gelitten hatte. Fagon und Boudin zweifelten nicht an einer geschehenen Vergiftung und sagten es dem Könige, im Beyseyn der Frau von Maintenon, frey heraus.

Boulduc und die wenigen andern, mit welchen der König sprechen wollte, und welche bey der Section zugegen gewesen waren, bestätigten es durch ihr finstres

res Stillschweigen. Mareschall war der einzige, welcher behauptete, daß keine Spuren von Gift da wären, außer so zwen deutige, daß er dergleichen in mehreren Leichen gefunden habe, bey deren Tod man nie den geringsten Verdacht gehabt habe. Dasselbe sagte er zu mir, dem er sonst nichts verhehlte; aber er setzte hinzu, daß er gleichwohl nach dem, was er gesehen habe, weder für Ja noch für Nein schwören möchte; aber es hieß den König ermorden und ihn mit langsamem Gifte dahinsopfern, wenn man eine so unglückliche Meinung in ihm nährte, die ihm durch ihre Folgen und durch die Furcht für sein eignes Leben keine Ruhe mehr lassen würde. In der That war dieß die Wirkung von diesem Leichenöffnungsberichte auf lange Zeit. Der König voll Verzweiflung wollte wissen, wo der teuflische Schlag hergekommen seyn könnte, und ließ sich durch das, was ihm Mareschall sagen konnte, nicht beruhigen, wiewohl er heftig mit Fagon und Boudin disputirte, welche aber eben so heftig ihre erste Meinung vertheidigten und auch in der Folge nicht davon abgingen.

Boudin, voll Schmerz seine Charge und eine Prinzessin voll Güte gegen ihn und mit ihr seine Hoffnungen verloren zu haben, sprengte überall wie ein Rasender aus, daß sie ohne allen Zweifel vergiftet sey; einige andere, welche bey der Section gewesen waren, sagten es ihren Freunden und in weniger als vier und zwanzig Stunden war der Hof und Paris davon voll. Der größte Unwille trat nun zu dem Schmerz über den Verlust einer angebeteten Prinzessin, verbunden mit Schrecken und Neugierde, welche durch die sogleich darauf folgende Krankheit des Dauphins noch vermehrt wurden.

Wir müssen auf einen Augenblick den Verfolg dieser schrecklichen Begebenheiten unterbrechen, um eine Begebenheit einzuschalten, die nachher wichtig wurde. Der Marschall von Villeroi schmachtete zu Paris und oft zu Villeroi in der tiefsten Ungnade, seit seiner letzten Rückkehr aus Flandern. Er erschien nur hin und wieder zu Versailles, wo er nie übernachtete, zu Fontainebleau ein oder höchstens zweymal, wo er auch selten eine Nacht blieb; und für die Reisen nach Marly wurde seiner gar nicht mehr gedacht. Die Kälte, das Stillschweigen des Königs und sein Mißbehagen das er in seiner Nähe blicken ließ, war immer dasselbe, aber an Frau von Maintenon hatte er noch immer eine Freundin.

Ihr Haß gegen Chamillart, der ihnen beyden gemein war, hatte zwischen ihnen die alte Vertraulichkeit wieder angefaßt. Das Mitleiden bewog sie, ihn jedesmal in seinem Hause in der Stadt zu besuchen, so oft er nach Versailles oder nach Fontainebleau kam. Sie schrieben sich öfters und die Neigung, der in ihr alles nachstehen mußte, wozu der äußerst mißliche Zustand der Geschäfte kam, bewog sie, ihn sogar um Rath zu fragen und sich Aufsätze von ihm schicken zu lassen. Dieß waren für den großen Haufen Geheimnisse, die aber den Aufmerksamern am Hofe nicht entgingen. Ich wußte seit langer Zeit darum, und auch dem Könige war es nicht verborgen, indem Fr. v. Maintenon nicht gewagt hatte, ihm eine alte Gewohnheit zu verhehlen, die er sogleich hätte entdecken können. Sie hoffte dadurch Gelegenheit zu erhalten, den Marschall wieder emporzubringen, und in der That zeigte sie dem Könige bisweilen Aufsätze von ihm, die sie von Boislin unterstützen ließ: gleichwohl hatte bis dahin noch nichts versangen wollen. Die traurige Catastrophe drängte
Frau

Frau v. Maintenon! die ersten Augenblicke der durch den Tod der Dauphine verursachten entsetzlichen Leere, der Schmerz, die Geschäfte machten den König traurig und in sich gekehrt. Er war schwer zu unterhalten, und sie war selbst so afficirt, so niedergeschlagen, daß sie sich durchaus dazu unfähig fühlte. Die Arbeit mit den Ministern auf ihrem Zimmer ließ dennoch genug leere Zwischenzeiten bey den langen Abenden in dieser Jahreszeit und ganze Tage, wenn das Wetter zu schlecht war. Damals gieng der König immer vor drey Uhr zu ihr und gieng erst um zehn Uhr weg zum Souper.

Jemanden in ihren Privatirkel einzuführen, hätte keine Schwierigkeiten bey dem Könige gehabt und die Wahl wäre nicht leicht gewesen. Auf welchem Punkte sie sich auch mit ihm sehen mochte, alles schien gefährlich. Sie dachte sehr darauf, die Mahlzeiten eines kleinen Zirkels zu Marly und zu Tienne mehr noch als die auf ihrem Zimmer, wegen der Bequemlichkeit der Promenade, zu vermehren; sie nahm sich auch vor, öfters Musik zu haben: aber in diesem ihrem unerläßlichen Dienste, den König zu unterhalten, fand sie sich weder von den ersten Kammerherrn, noch von den übrigen Officieren, welche im Gefolge seyn konnten, aber selten da waren, im geringsten unterstützt.

Der Herzog von Noailles, der als Gardecapitän das Vierteljahr hatte und nicht zu dispensiren war, stand seit seiner Zurückberufung aus Spanien weder mit ihr noch mit dem Könige mehr in diesem Verhältnisse. Der Marschall von Villeroi schien ihr daher der einzige zu seyn, auf den sie ihr Augenmerk richten könnte. Er war mit dem Könige erzogen worden, er war nie vom Hofe weggekommen, als um zur Armee zu gehen; er war ein Gesellschafter von Profession gewesen und wollte es noch seyn; niemand war so ein

Denkwürdigk. XXVII. Bd. G Mann

Mann der großen Welt, sein ganzes Leben hatte er in der größten Vertraulichkeit mit dem Könige gelebt. Es gab hundert Anecdoten aus ihrer Jugend und übrigem Leben, woran sich der König sehr belustigen konnte; übrigens war der Marschall an lustigen Geschichten reich, er wußte die Stadtanecdoten von allen Zeiten; er wußte welche von den Weibern, von den Grenzen; er war leidenschaftlicher Liebhaber von Musik, er sprach von der Jagd; alle alten Intriguen des Hofes und des Publikums waren ihm gegenwärtig, er war ein wahres Anecdotenmagazin. Fr. v. Maintenon hatte nichts von ihm zu fürchten; und wenn er Credit gewann, so war er ihr immer sicher und sie konnte aus ihm machen, was sie wollte.

Diese Betrachtungen bewogen sie, ihr möglichstes zu thun, um den König wieder mit ihm auszuföhnen. Der König war gegen Harcourt, seit seines Versuches, ins Conseil zu kommen, sehr auf seiner Hut gewesen; er war übrigens ohne Vertraulichkeit, und nicht im Besitze der scherzhaftesten Platttheit und der alten Geschichten, welche dem Könige gefallen konnten; übrigens war keiner der Officiere zu dem Zwecke zu gebrauchen, den sie wollte. Sie arbeitete daher auf der Stelle an seiner Wiederaufnahme, rühmte die Dienste seiner Jugend und seines ganzen Lebens, die gänzliche Ergebenheit desselben für ihn, seinen Schmerz, ihm mißfallen zu haben, seine anhaltende Reue, seinen Schmerz, in diesen traurigen Augenblicken nicht bey dem Könige seyn zu können, sie stellte ihm das Angenehme vor, mit denen wieder zusammen zu leben, mit denen man immer zusammengelebt habe und auf die man bauen könne, und sie wußte so gut zu sprechen und in ihn zu dringen, daß zum größten Erstaunen aller zu Marly Anwesenden der Marschall von Villeroi auf einmal am

Mor-

Morgen, wo der Dauphin starb, daselbst erschien. Er wurde vom Könige mit aller der Freundschaft und Vertraulichkeit empfangen, welche die Lage seines Gemüths zuließ. Von diesem Augenblick an verließ er den Hof nicht mehr; er wurde vom Könige besser als je behandelt und sogleich darauf zu den Concerten bey Fr. von Maintenon, welche wieder ihren Anfang nahmen, eingeführt, und zwar er allein, kurz als Favorit des Königs und der Frau von Maintenon angesehen. Wir werden von dieser Veränderung die größten wichtigen Folgen sehen.

8.

Die Art der Krankheit des Dauphins, die Meynung, die er selbst davon gehabt hatte, die dem Könige so angelegentlich gegebene Warnung, für seine Gesundheit zu wachen, die Schleunigkeit und Art seines Todes, vollendeten die Betrübniß und die Sorgen und verdoppelten die Befehle des Königs zu Eröffnung der Leiche.

Sie geschah bemerktermaßen im Appartement des Dauphins und erregte Staunen. Seine edlen Theile waren wie ein Brei; sein Herz, das dem Herzog von Aumont übergeben wurde, um es in der Vase aufzubewahren, hatte keine Consistenz mehr; die ganze Masse zerfiel ihnen unter den Händen; das Blut schien aufgelöst und in dem ganzen weiten Appartement verbreitete sich ein unausstehlicher Gestank. Der König und Frau v. Maintenon erwarteten den Bericht von der Section mit Ungeduld, und er wurde ihnen noch denselben Abend, auf den Zimmern der Frau von Maintenon, ohne alle Bemäntelung, gegeben. Fagon, Boudin und einige andere erkannten auf die gewaltsamste Wirkung eines feinen, aber heftigen Giftes, der, wie ein brennendes Feuer, das Innere des Kör-

pers verzehrt habe, den Kopf ausgenommen, der nicht gerade zu angegriffen worden sey, wie es bloß auf eine so sichtbare Weise bey der Dauphine der Fall gewesen sey. Marechal, der die Section gemacht hatte, behauptete hartnäckig gegen Fagon und die andern das Gegentheil; er versicherte, daß keine einzige bestimmte Spur von Gift da sey, er habe Leichen geöffnet gesehn, die fast in dem nämlichen Zustande gewesen seyen, wo man nicht den geringsten Verdacht gehabt habe; das Gift, das jene so wie den Dauphin dahin gerafft habe, sey ein natürliches Gift, die Verdorbenheit der Blutmasse, die durch ein hitziges Fieber entzündet worden, das nur darum so wenig bemerkt worden sey, weil es ganz innerlich gewesen sey; daher sey die in alle Theile übergegangene Verdorbenheit entstanden, die man in keiner andern Ursache als in dieser suchen müsse, welche die Ursache des ganz natürlichen Todes sey, an dem er mehrere Personen habe sterben gesehn, wiewohl nicht in einem solchen Grade, der freylich mehr oder minder groß seyn könne. Fagon und so auch Boudin vertheidigten ihre Meynung mit Heftigkeit und beriefen sich auf die Aehnlichkeit der Todesart der Dauphine und des Dauphins.

9.

Marechal wurde seinerseits auch heftig und behauptete standhaft seine Meynung. Er schloß mit der Bethuerung, die er dem Könige und der Frau von Maintenon in Gegenwart der Aerzte gab, daß er nichts als die Wahrheit rede, wie er sie gesehn habe und davon überzeugt sey; anders sprechen hieße nichts als Muthmaßungen geben, die nur dazu führen könnten, dem Könige ein Leben voll Schmerz, Mißtrauen und des traurigsten, schwärzesten und zugleich unnützeften Verdachtes zuzubereiten, und das wäre soviel, als ihn
in

in der That vergiften. Hierauf hub er an, den König zu ermahnen, daß er um seiner Ruhe und seines Lebens willen diese Vorstellungen, die an sich so schrecklich und nach aller seiner Einsicht und Erfahrung ungegründet wären, und die nur den leeressten, aber verzehrendsten und unheilbarsten Argwohn erzeugen könnten, fahren lassen möchte, und tadelte diejenigen heftig, welche ihn in diesem Verdachte zu bestärken suchten. Er erzählte mir nachher diesen ganzen Hergang und setzte hinzu, auffer daß er glaubte, daß es eine natürliche Todesart seyn könne, (wiewohl er nach dem außerordentlichen, was er dabey bemerkt habe, daran zweifle), habe er besonders aus Mitleid für den König, der durch die Meinung von der Vergiftung in die traurigste Gemüthslage versetzt werde, und aus Unwillen über eine Cabale, die er im Innern des Hofes seit der Krankheit und besonders seit dem Tode der Dauphine entstehen sehe, welche den Verdacht auf den Herzog von Orleans zu wälzen suche, — auf dieser Meinung bestanden: wovon er mich als seinen und des Herzogs Freund habe benachrichtigen wollen. Marechall war die Rechtschaffenheit, Wahrheitsliebe und die Tugend selbst, war aber derb und kannte weder die Stärke noch das Maß des Ausdrucks, woben er übrigens durchaus ehrerbietig und weit entfernt war, sich zu verkennen. Es wahrte ungeachtet meiner Zurückhaltung nicht lange, so hörte man andersher den gegen den Herzog von Orleans laut werdenden Verdacht; und das anfangs dunkle Gerücht, das man sich nur ins Ohr sagte, blieb nicht lange in dieser Dunkelheit.

10.

Die Schnelligkeit, mit der es sich am Hofe, zu Paris, in den Provinzen, in den entferntesten, ein-

fanstien, von der Welt abgeschnittensten Winkeln, in der Einsamkeit der abgesonderisten Klöster, endlich im ganzen Auslande und unter allen Völkern von Europa verbreitete, war unglaublich, und ich dachte dabey an jene in Flandern geschehenen schwarzen Angriffe, auf die Ehre desjenigen, den jetzt die ganze Welt beweihte.

II.

Die einst so gut organisirte Cabale, durch welche alles, was ihr vortheilhaft war, überall in einem Augenblicke mit unbegreiflicher Kunst ausgebreitet werden konnte, — hatte einen erschütternden Schlag erhalten, und ihr verruchter Held war genöthigt worden, nach Spanien zu gehen und da seine Rolle zu spielen; aber ungeachtet sie durch die vorgegangenen Veränderungen in ihren Hoffnungen und Maasregeln gestört war, so war sie doch noch nicht ganz auseinander gesprengt. Der Herzog du Maine und die, welche zur Cabale gehörten und so gut sie konnten am Hofe zu figuriren fortführen; Baudemont, seine Niece von Epinoy und andere Ueberreste von Meudon lebten. Sie hofften ohne alle Hoffnung; sie kämpften gegen das augenscheinlich widrige Glück; dieser schreckliche Schlag desselben lächelte ihnen wieder, sie ermannten sich; und mit Frau von Maintenon an ihrer Spitze, was konnten sie sich nicht versprechen? und wie weit giengen sie nicht wirklich?

Wir haben, ich will nicht sagen die Absichten des Dauphins in Rücksicht der legitimirten Prinzen gesehen: denn sie waren ganz geheim; aber wir haben gesehen, wie sehr er und seine Gemahlin ihr Emporsteigen mißbilligten. Der Herzog du Maine hoffte so wenig von ihnen, daß er sich ihnen gar nicht zu nähern ge-

gesucht hatte, weder von selbst noch durch Frau von
 Maintenon, deren Werk seine Größe war und welche
 mit Verlegenheit und Verdruß, Zeuge ihres Weigerns
 gewesen war; noch auch durch den König selbst, der
 ihre Weigerung so lebhaft gefühlt und nur, um sie zu
 sänftigen, so geduldig ertragen hatte; und der Herzog
 hatte nachher nichts weiter bey ihnen zu unternehmen
 gewagt. Die Herzogin du Maine, wiewohl sie, wenn
 es möglich war, noch weit mehr als ihr Gemahl, von
 der Sucht nach Ehre brannte, kam nicht von Sceaux
 weg, wo sie die Göttin spielte und verschmähte es am
 Hofe zu erscheinen. Der Herzog du Maine, der
 furchtsamste der Menschen, wiewohl der größte Mi-
 nixer, lebte in der tödlichsten Furcht für seine ganze
 Größe und hatte zu viel Verstand, um nicht auch für
 seine ungeheueren Besitzungen zu zittern, die wenig
 sicher waren, wenn man den Thron umzustürzen droh-
 te, den er sich gebaut hatte. Unterdessen wuchsen
 seine Kinder empor, der König wurde alt, und er
 schauderte vor der nahen Aussicht, welche das Alter
 des Königs eröffnete, und welche die tödliche Furcht,
 die sein ganzes Wesen durchdrang, noch viel näher
 rückte. Er hatte niemanden von der Welt für sich,
 dem Dauphin und der Dauphine zur Seite, von dem
 er zu irgend einer Zeit Beystand hätte erwarten kön-
 nen; er sah keine Rettung vor sich. Ihr Tod war
 daher für ihn eine wahre Erlösung in demselben Maas,
 als er für Frankreich das größte Unglück war. Welch
 ein aufgehender Glückstern! welche zauberische Um-
 wandlung! Welcher schnelle Uebergang von den Schreck-
 nissen eines ungewissen Looses, zu der sichern Hoffnung
 von Phaetons Loos; er erkünstelte also Thränen; aber
 als Meister in den Künsten der Hinterlist, (ich will
 nicht sagen des Lasters, weil ich davon keinen Beweis
 habe) glaubte er, daß es für ihn von wichtigem Vor-
 theil

theil sey, den Verdacht auf irgend jemand zu wälzen, und es war für ihn nicht ein doppelter, sondern ein hundertfacher Gewinn, wenn er den Herzog von Orleans damit belastete. Die von der vorigen Unnade kaum wieder erwachende, noch schwach befestigte Günst desselben bey dem Könige und der Tod desjenigen Prinzen von Geblüt, der durch sein Alter zum Repräsentanten und Sprecher fähig war, hatte ihm zu dieser letzten ungeheuern Größe emporgeholfen. Wenn er ihn aber mit einem so abscheulichen Verdacht belasten und es dahin bringen konnte, daß es der König und die Welt gläubte, so hoffte er sicher, ihn unwiederbringlich stürzen zu können und zwar auf die verhassteste schändlichste Weise; und wenn derselbe Glückstern, der ihn so erwünscht von dem, was er am meisten fürchtete, befreit hatte, ihm nicht denselben Dienst in Rücksicht des Herzogs von Berry that, so hatte er Ursache sich zu schmerzheln, daß dieser Prinz der Meinung des Königs und des Publikums nicht widerstehen und aus Schmerz über den Tod seines Bruders den hassen und fürchten würde, den er für den Mörder hielt; und nach Wegräumung dieses Hindernisses würden, wie er hoffte, die Mittel nicht fehlen, um diesen Prinzen, offen und von allen Seiten zugänglich, wie er war, zu hintergehen. Brachte er den Herzog von Orleans in diese schreckliche Lage; in welchem Fall er sich wohl vornahm, seiner Schwester seine Theilnahme an seinem Unglück zu bezeugen, und ihm durch sie seinen Verstand anzutragen: so hatte er ein Mittel in Händen, ihn im Zaume zu halten, und die Vermählung des Prinzen von Dambes, mit einer seiner Töchter, der Schwester der Herzogin von Berry, zu Stande zu bringen, in Rücksicht deren bis dahin alle seine Plane gescheitert waren, indem er, obwohl von den heissesten Wünschen der Herzogin von Orleans

unterstützt, den Widerstand des Herzogs von Orleans und seine Klugheit zu hintertreiben, ohne zu widerstehen, nicht hatte überwinden können.

Unter den Prinzen von Geblüt, die alle minderjährig waren, war der Herzog von Chartres, noch unter elterlicher Gewalt, im August 1703 geboren und erst neun Jahre alt; Mons. le Duc im Aug. 1692 geboren, war zwanzig Jahr; der Graf von Charolais im J. 1700 geboren, war noch nicht zwölf Jahre; der Graf von Clermont im Jun. 1703 geboren, war erst neun Jahr; und der Prinz von Conti, geb. im Jun. 1704, war erst acht Jahr alt: niemand konnte sich also Rechnung machen, als Mons. le Duc, auf den aber im Alter von zwanzig Jahren der König noch keine Rücksicht nahm und vor dem dieser Prinz, so wenig wie seine Gemahlin, sich rühren durfte. Die Herzogin du Maine hatte selbst dem Könige für das, was er für ihre Kinder gethan hatte, förmlichen Dank gesagt. Seine andre Tochter, die Prinzessin von Conti, hatte ihr Leben zu Paris in ihren häuslichen Angelegenheiten verlebt, ohne je dem Könige sich zu nähern. Frau von Vendome und so auch die Tochter von Madame la Duchesse waren wegen ihres Alters in Rücksicht des Königs nicht da. Es war also für den Herzog du Maine freies Feld und wie gut wußte er darauf zu agiren!

Frau von Maintenon hatte keine Augen als für ihn, auf ihn concentrirte sich nach dem Tode ihrer lieben Dauphine ihre ganze Zärtlichkeit. Ihr Haß gegen den Herzog von Orleans war immer derselbe; ihr Pflegesohn, den sie so sehr liebte, hatte also keine Mühe, ihr etwas glauben zu machen, was ihren Haß nährte und alle ihre Hoffnungen belebte, und fand sie auf allen Fall geneigt, nicht daran zu zweifeln, und

den König und die Welt davon überzeugen zu helfen, wenn sie beyde es auch nicht selbst glaubten. Man konnte den Urheber und die Beförderin dieses abscheulichen Gerüchtes nicht verkennen; auch verhehlten sie es beyde im Privatungange nicht. Frau von Maintenon erklärte sich gegen den König mit Hestigkeit gegen Marechall und ließ dabey fallen, daß man allerdings wüßte, wo der Streich herkäme und ließ den Namen des Herzogs von Orleans fallen. Der König gab ihr mit Schaudern Beyfall, als wenn nicht zu zweifeln sey; und beyde schienen es nicht sonderlich aufzunehmen, daß Marechall sich die Freyheit genommen hatte, sich gegen diesen Verdacht zu erklären. Fagon billigte durch sein Kopfnicken die abscheuliche Vermuthung, und Boudin hatte die Tollheit zu sagen, daß es kein Zweifel sey, daß dieser Prinz es sey, und schüttelte unverschämt den Kopf, als ihm Marechall deswegen heftig anzulassenden Miuth hatte. Dieß war der innere Hergang bey dem Berichte von der Eröffnung des Dauphins. Der Herzog du Maine erklärte sich in dem Innern der Königlischen Cabinette mehrmals darüber; und wiewohl er es nicht ohne Vorsicht vor den anwesenden Valets that, so gab es doch unter ihnen mehrere, die es weiter sagten: und so breitete es sich von Ohr zu Ohr aus. Bloin und die übrigen geheimen Valets, die ihm am meisten ergeben waren, nahmen gar kein Bedenken, eine so schwarze Anklage auszubreiten, als eine Sache, an der der König und Fr. v. Maintenon nicht zweifelten, und von der sie sich selbst mit Fagon überzeugt hatten. Der sie durch sein hartnäckiges Stillschweigen und beredte Mienen, wenn davon in seiner Gegenwart gesprochen wurde, selbst autorisirete; und so auch Boudin, der sich ebenfalls kühn zum Verkündiger der infamen Beschuldigung hergab, welche beyde die Facultät so beherrschten, daß kein einziger ein Wort dagegen

gen zu sagen wagte. Die abscheuliche Verläumdung gewann bald den ganzen Hof für sich, als man alle diejenigen, welche Frau von Maintenon am nächsten standen, als Verkündiger derselben auftreten sah und zwar mit um so größerm Nachdruck, als sie es mit der Miene des Schauderns, der Furcht und Zurückhaltung thaten, und als man alles, was zum Herzog und zur Herzogin du Maine gehörte, nicht allein mit lauter Stimme davon sprechen, sondern auch mit der Miene des Unwillens und der frechsten Sicherheit gegen den Herzog von Orleans um Rache schreien hörte. Von nun an nahm alles am Hofe, selbst diejenigen, die auf einer hohen Stufe und der Gunst am nächsten standen, dieselbe Kühnheit und denselben Ton an; und es war jetzt derselbe Verdacht und dasselbe Gerede an der Ordnung, das einst in einer andern Art während der Campagne von Kyffel gegen den Prinzen, dessen Verlust man jetzt betrauerte, mit dem abscheulichen Erfolg verbreitet und so herrschend war, daß jedem, der widersprechen mochte, der Mund verstopft war. Marechal, der mir klug nur die Hälfte des Vorgegangenen erzählte hatte, erzählte mir nun, da er dieses Gewitter aufsteigen sah, das ganze Detail des bey Fr. v. Maintenon im Beyseyn des Königs Vorgegangenen, wie ich es so eben angeführt habe.

12-

Der Herzog von Orleans hatte in Rücksicht der beyden Verstorbenen, um die jetzt aller Thränen flossen, das gerade zu entgegengesetzte Interesse von dem des Herzogs du Maine; und wenn er ein solcher Schandthaten fähiges Ungeheuer gewesen wäre, so wäre es ein herrlicher Streich für ihn gewesen, den König, mit dem er nie, noch weniger aber seit der Vermäh-

mählung der Herzogin von Berry gut gestanden hatte, aus dem Wege zu räumen, um diejenigen, die man jetzt betrauerte, auf den Thron zu befördern und sich von der Macht der Frau von Maintenon zu befreien, die seine unverdohliche Feindin war, die nicht aufhörte, den König gegen ihn einzunehmen und ihm allen nur möglichen Schaden zu thun, so daß sie ihn seit jener Vermählung um alle Achtung am Hofe gebracht hatte. Es ist noch nicht die Zeit, wo wir diesen Prinzen in seiner ganzen Gestalt darzustellen vermögen; es mögen daher einige wenige Züge in Bezug auf sein damaliges Interesse und den so abscheulich erfonnenen, so abscheulich ausgebreiteten und mit so viel Kunst glaublich erhaltenen Verdacht hinreichen; eine Kunst, die dem angedichteten Verbrechen in nichts nachstand, und die dem Herzog du Maine alle möglichen erwarteten Früchte brachte, ja noch mehr als er erwarten konnte, und deren Wirkung den Staat ohne Zweifel in die größte Verwirrung gestürzt hätte, wenn du Maine weniger schwach und feig gewesen wäre und nicht in einem so gänzlichen und allgemeinen Mißcredit gestanden hätte.

Von jeher war der Dauphin dem Herzog von Orleans gewogen gewesen. Von seiner Jugend an hatte der Herzog von Chevreuse ihm denselben gerühmt, weil der Herzog von Montfort, sein ältester Sohn, mit dem Herzog von Orleans sehr intim war; und auch der Herzog von Chevreuse selbst war oft mit ihm zusammen und unterhielt sich gern mit ihm über die Geschichte, besonders aber über wissenschaftliche Gegenstände und oft über die Religion, zu der er ihn zurückführen wollte. Der Erzbischoff von Cambrai besuchte ihn auch und war gern mit ihm zusammen; und der Herzog von Orleans hatte ihn gegenseitig so lieb gewonnen

wonnen und hatte so viel Achtung für ihn, daß er sich in seiner Ungnade laut für ihn erklärte und nie seine Gesinnung änderte. Dieß hatte ihm die ganze kleine Heerde, ungeachtet der Verschiedenheit der Denkart, zu eigen gemacht; und man weiß was diese kleine Heerde über den Dauphin vermochte. Ganz besonders aber konnten der Erzbischoff von Cambrai, der Herzog von Chevreuse und der Herzog von Beauvilliers, die nur ein Herz und eine Seele waren, nicht anders gegen den Herzog von Orleans gesinnt seyn. Abgesehen von diesen Stützen ihrer Freundschaft, sahn sich die beyden Prinzen oft bey dem Könige, und ganz gewöhnlich alle Abende bey der Prinzessin von Conti, wo sie sich in einen Winkel zusammensetzten und von wissenschaftlichen Dingen sprachen: und niemand konnte angenehmer, bündiger und verständlicher davon sprechen, als der Herzog von Orleans. Es war also eine fortdauernde Verbindung zwischen ihnen, sie freuten sich einander zu treffen, und befanden sich so wohl und behäglich mit einander, wie es bey Personen von solchem Range und Verschiedenheit des Lebens möglich ist. Die Dauphine war sehr an ihre Mutter, die Herzogin von Savoyen, attachirt; sie fand in Frankreich Monsieur, den Vater der Herzogin von Savoyen und des Herzogs von Orleans, sie liebte ihn, so wie er sie, auf das zärtlichste; und diese Liebe zu der Mutter und zum Großvater gieng auf den Onkel über, für den sie sich sters angelegentlich interessirte, selbst in den Zeiten, wo er am schlechtesten mit dem Könige und mit Frau von Maintenon stand, die es ihr wegen der engen Verwandtschaft so hingehn ließ. Auf der andern Seite nahm der Herzog von Orleans, von Monseigneur und jener ganzen precibsen Parthei, die ihn beherrschte, gemißhandelt, in Rücksicht der Flandrischen Cabalen, wovon ich ihm während seines Aufenthaltes in Spanien ge-

naue

naue Nachricht gab, bey seiner Rückkehr sogleich die Parthei des unterdrückten Prinzen, und dieß knüpfte ein neues Band zwischen ihnen beyden und der Dauphine. Kurze Zeit drauf, als die spanische Affaire den Herzog von Orleans zu den gefährlichsten Ausdrücken genöthigt hatte, fand Monseigneur, der der gehäßigste Ausleger davon war, an seinem Sohne bis ins Conseil hinein Widerstand und an seiner Schwiegertochter die lebhafteste Beschützerin ihres Oncles, wiewohl sie sehr gut wissen mußte, daß sie hierin dem, was Frau von Maintenon wollte und that, geradezu entgegenhandelte. In der Folge gewann diese Prinzessin doch die Frau von Maintenon für die Vermählung der Herzogin von Berry und durch sie auch den König. Ihre persönliche Verbindung mit der Herzogin von Orleans, die sich schon gebildet hatte, schloß sich dadurch noch enger, so wie ihre und ihres Gemahls Freundschaft mit dem Herzog von Orleans. Der Herzog von Beauvilliers, dem Anscheine nach so zurückhaltend, war es doch nicht in Unterhaltung einer Freundschaft, die er für so nützlich im königlichen Hause hielt. Gegen das Ende äußerte er gegen mich, daß die frenen Reden, die sich der Herzog von Orleans in Gegenwart des Dauphins erlaubte, ihm auf jeden Fall schaden und diesen von ihm abstoßen müßten; und daß er ihn in der Form eines freundschaftlichen guten Rathes und als habe sich der Dauphin gegen ihn darüber geäußert, frenmüthig davor warnen wollte. Er that es, und der Herzog war so folgsam, daß mir Beauvilliers nachher sagte, diese Zurückhaltung gelinge ganz vortrefflich; der Dauphin hatte mit Zufriedenheit gegen den Herzog von Beauvilliers davon gesprochen, und dieser trug mir auf, es dem Herzoge von Orleans, um ihn in dieser Aufmerksamkeit zu ermuntern und zu bestärken, wissen zu lassen. Mit dem Dauphin war er also durch
eine

eine dauerhafte Neigung, durch den Geschmack für seine gelehrte Unterhaltung, also durch etwas, was tief in ihrem Herzen lag, durch die Verwandtschaft und die öffentliche Erklärung seines Interesses für ihn und seiner Freundschaft für die Dauphine in den stürmischsten Zeiten und gegenseitig durch seine öffentlich gezeigte Anhänglichkeit für sie zur Zeit der Flanderschen Cabale auf das engste verbunden. Es schloß ihn an ihn die Freundschaft ihrer Gemahlinnen, die Einheit der Freunde und Feinde, die Heirath der Herzogin von Berry, welche das Werk der Dauphine war, der gemeinschaftliche Haß gegen Madame la Duchesse, und die Cabale von Meudon, welche sie beyde zu vernichten suchten; kurz die stärksten Bande aller Art, die je enge Verbindungen schließen können; und keine Störung, nichts was eine Veränderung hervorbringen konnte, war zwischen sie getreten, indem das Betragen der Herzogin von Berry und des Herzogs von Orleans in dieser Rücksicht nicht die geringste Erkaltung hervorgebracht hatte. Ich habe alle diese Thatfachen nur andeuten und durchlaufen wollen, um sie dem Leser auf einmal vor Augen zu stellen, indem sie alle abgesondert an ihrem Orte in diesen Denkwürdigkeiten erzählt werden.

Wie gesagt, hatte also der Herzog von Orleans zum wenigsten eben so viel und eben so gewiß alles von dem Leben und der Regierung des Dauphins und der Dauphine zu hoffen, als der Herzog du Maine davon zu fürchten und dabey zu verlieren hatte. Dieser Contrast ist in die Augen springend. Er hatte übrigens die Jesuiten für sich, welche alle die offenbarste Anhänglichkeit für ihn zeigten, und sie ihm durch den kühnen Beystand, den ihm der P. Tellier bey der Heirath der Herzogin von Berry geleistet, auf das reellste bewiesen hatten.

hatten. Sie wurden dafür von ihm mit seinem Schatz belohnt und mit der Liste der zahlreichen Fründen seiner Apanage, welche mit Ausnahme der Bisthümer alle zu seiner Disposition waren.

Man vergleiche nunmehr das Interesse des Herzogs von Orleans, dessen Lage und Rang, wenigstens für ihn und die Seinigen, in keinem denkbaren Falle gefährdet seyn konnte, und der ohne Charge und Gouvernement, so wie sein Sohn, war; man vergleiche es, sage ich, mit dem des Herzogs du Maine, und rathe sodann auf den Bergister. Man erinnere sich, daß es nur von Monseigneur abgehängt hatte, dem Herzoge von Orleans den Kopf verlieren zu machen, und wie nahe er daran gewesen war; man erinnere sich, wie ihn Monseigneur nachher immer behandelt hat und erinnere sich zu gleicher Zeit, wie ich den Herzog von Orleans in der Nacht, wo Monseigneur starb, in dem Winkel jenes Hintercabinetes in Thränen, schluchzend fand, wie ich ganz darüber erstaunt war, wie ich ihm deswegen Vorwürfe machte und wie er mir darauf antwortete. Welch ein Contrast, großer Gott! zwischen diesem Schmerz über den Tod eines Feindes, der bald sein König werden konnte, und der Gesinnung, welche der Herzog du Maine in der Folge gegen seine Vertrauten in seinem Cabinette zeigte, als er vom Könige kam, den er fast mit dem Tode ringend der Heilung eines groben Bauern anvertraut verlassen hatte, und diesen mit schallendem Gelächter, das bis in die Gallerie, den Vorübergehenden zum Aergerniß erscholl, nachsäffte. Es ist dieß ein bekanntes sehr charakteristisches Factum, das an seinem Orte genauer berührt werden soll, wenn ich lange genug lebe, um diese Denkwürdigkeiten bis zum Tode des Königs fortzusetzen. Aber eine teuflische Maske, die er ganz in seiner Gewalt hatte und mit ei-

ner ihm ganz eignen Kunst zu behandeln verstand, half dem Herzog du Maine.

Zu einer Vermählung gezwungen, deren Schändlichkeit ihm die Wuth von Madame, das öffentliche Geschrey und selbst die Schwäche von Monsieur zeigte, trat der Herzog von Orleans in die Welt ein.

Je eingeschränkter seine Erziehung gewesen war, desto mehr suchte er sich dafür zu entschädigen. Er versiel in Ausschweifungen, er zog die ausgelassensten zu seiner Gesellschaft vor; seine Größe und seine Jugend schienen ihm alles zu erlauben; er nahm sich vor, sich vor der Welt für das zu entschädigen, was er durch seine Heyrath verloren zu haben glaubte, er verachtete seine Gemahlin und legte es drauf an, mit ihr in größter Zügellosigkeit zu leben. Daher entstand ihm die Sucht nach Irreligion und die thörichte Eitelkeit, sich ein offenes Geschäft daraus zu machen.

Daher seine äußerste Abneigung gegen alles, außer die eclatantesten Ausschweifungen, die ihm die gewöhnlichen vernünftigen Vergnügen unschmackhaft machten. Daher seine tödliche Langeweile am Hofe, wohin er seine abscheuliche Gesellschaft nicht mitbringen konnte und wo er doch oft bleiben mußte, wiewohl er dort nichts fand, womit er sich beschäftigen konnte. Das gegenseitige zwangvolle Leben mit seiner Gemahlin und mit allem, was um sie war, trieb ihn in die Einsamkeit. Er war aber zu sehr an das Geräusch gewöhnt, um sie ertragen zu können. Dieß trieb ihn zu der Beschäftigung mit den Wissenschaften, er fieng an zu laboriren, nicht um Gold zu machen, worüber er beständig spottete, sondern um sich mit den interessanten Operationen der Chemie zu amüsiren; er ließ sich eines der wohl eingerichteten Laboratorien bauen, er nahm einen berühmten Chemiker,

mit Namen H o m b e r g zu sich; der nicht weniger Rechtschaffenheit und Tugend als Fähigkeit für die Wissenschaft besaß; er ließ sich von ihm mehrere Operationen zeigen und arbeitete selbst mit ihm; aber alles geschah ganz öffentlich, und er sprach darüber mit allen Sachkundigen und mit Leuten vom Hofe und aus der Stadt, die er bisweilen zu sich führte, um Homberg und ihn selbst operiren zu sehn. Er hatte sich etwas zu gut darauf gethan, daß er den Teufel habe citiren wollen, wiewohl er gestand, daß es ihm nie gelungen sey. Aber als er in Frau von Argenton verliebt war und mit ihr lebte, fanden sich mehrere sonderbare Dinge, die nachtheilig für ihn ausgelegt werden konnten und wurden. Man weiffagte in seiner Gegenwart aus einem Glase Wasser gegenwärtige und zukünftige Dinge. Diese unglückseligen Zeitvertreibe, so sehr sie auch von jedem Schatten des Lasters entfernt waren; die Spanische Affaire, von der er nie ganz auskommen konnte; die falschen entsetzlichen Gerüchte von ihm und seiner Tochter, wodurch man die der Declaration nahe Vermählung dieser Prinzessin mit dem Herzog von Berry wieder zu hintertreiben suchte; der nachtheilige Einfluß, den die Beschuldigung jener großen Affaire nachher auf beide hatte; die Gleichgültigkeit, mit der sie sich dabey benahmen, und ihre Unachtsamkeit in dieser Hinsicht; endlich sogar der auf Monsieur geworfene schreckliche Verdacht wegen des Todes seiner ersten Gemahlin und die Vorstellung, daß der Herzog von Orleans der Sohn von Monsieur sey: alles dieß bildete das abscheuliche Ganze, dessen sich die Feinde des Herzogs von Orleans so gut zu bedienen wußten, um die Augen des Königs und des Publikums zu verblenden.

Das Gerücht faßte so schnell Wurzel, daß am 17. Februar, als der Herzog von Orleans mit Madame

dame zum Begräbniß der Dauphine gieng, um es mit Weihwasser zu besprengen, der Pöbel ihn den ganzen Weg mit lauter Stimme alle Arten von Schimpfreden zurief. Er und Madame hörten es sehr bestimmt, wagten aber voll Verlegenheit, Verdruß und Unwillen nicht, sich etwas merken zu lassen. Ja man hatte Ursache von dem gereizten leichtgläubigen Pöbel noch mehr zu fürchten, als er am 24. Februar allein zum Begräbniß des Dauphins gieng. Auch erfuhr er die größten Beischimpfungen von dem Pöbel, der sich gar keinen Zwang mehr anthat, ganz laut die entsetzlichsten Dinge sagte, mit den Fingern auf ihn wies, ihm die größten Schimpfnamen auflegte, gegen die kein Mensch sprach, und ihm noch eine Gnade zu erzeigen glaubte, daß er nicht über ihn herfiel und ihn in Stücke zerriß.

Das nämliche geschah bey der Leichenbegleitung; die Wege ertönten von Geschrey, mehr des Unwillens und der Schmähung, als des Schmerzes. Man war so vorsichtig, ganz in der Stille in Paris Vorkehrungen zu Verhinderung eines Ausbruchs der Volkswuth zu treffen, den man verschiedene mal befürchten mußte. Der Pöbel entschädigte sich dafür mit Geberden, Geschrey und allem erdenklichen Schimpfe, den er dem Herzog von Orleans anthun konnte. In der Gegend des Palais royal, wo der Zug vorbeuging, wurde das Geschrey und die Ausgelassenheit des Pöbels so arg, daß man alles mögliche in den wenigen Minuten zu fürchten hatte. Man kann denken, wie gut der Herzog dñ Maine die Tollheit des Volks, das Gespräch der Kaffeehäuser zu Paris, die Verblendung des Salons von Marly und des Parlamentes, wo der erste Präsident gewissenhaft die Erstlinge von dem gab, was bald aus den Provinzen und sodann aus dem Auslande wiedertönte, — wie gut er alles dieses zu benutzen wußte.

wußte. Man ſäete nur, um zu erndten, und die Erndte übertraf alle Erwartungen. Der Tod des jüngern Dauphin und der Bericht von ſeiner Section gab neuen Stoff, die Wuth und Zügelloſigkeit ſtärker zu beleben; und der Herzog dū Maine, Bloin, die treuen geheimen Valets und Frau von Maintenon hatten genug Anlaß, dieß gegen den König, der von Niedergelagenheit, Furcht, Haß und einem dauernden Uebelbefinden niedergedrückt war, geltend zu machen. Dieß war die grausame Lage, in welche ſie den König bringen wollten, um ihn lenkbarer zu machen und beſer über ihn diſponiren zu können.

Der Marſchall von Villeron, obgleich ſein ganzes Leben hindurch durch Monſieur's Hülfe und durch das Anſehn des Herzogs von Orleans ſeines Sohnes ſo ſehr ausgezeichnet, war nicht dazu gemacht, anders zu denken und zu glauben, als ſeine Gönnerin dachte und glaubte, oder zu denken und zu glauben vorgab. Er war zu gut in das Innere des Hofes eingeweiht, um nicht ihren Haß gegen den Herzog von Orleans und ihre blinde Liebe zum Herzog dū Maine zu kennen. Er war nicht von ihr wieder emporgehoben worden, um ihr zu widerſprechen, ſondern um ihr Werkzeug und ihr Echo zu werden. Er zeichnete ſich daher bey einer ſo intereſſanten Gelegenheit aus, die es für ihn ſelbſt durch ſeinen Freund Baudemont wurde, durch Teſſe, den Nachtreter von dieſem, durch Tallart, der ſo lange der Seinige war, Frau von Epinoy, die Rohan's, und Harcourt, der es auf eine andere Art war, der aber mit ſeinem Talent und ſeiner Gewandtheit ſich in die Welt zu ſchicken wußte, ohne doch den Verläumdern mißfällig zu werden, deren Leidenschaften er ſich mit ihnen zugleich befreundet hatte.

Der Herzog von Noailles war in der gefährlichsten Lage. Er hatte den Dienst; er befand sich daher oft in Augenblicken der Einsamkeit bey dem Könige und Frau von Maintenon. Je mehr er sich mit ihnen im Vortheil sah, desto mehr fürchtete er, ihnen zu missfallen, und desto eifriger suchte er sich wieder mit ihnen zu versöhnen. Beyde ließen oft in seinem Beyseyn Aeußerungen fallen, an denen er keinen Theil zu nehmen wagte, weil er sich nicht wieder mit dem Herzog von Orleans entzweyen wollte. Er maskirte sein Still-schweigen mit der Theilnahme an ihrer Unbehaglichkeit. Aber die Gelegenheiten waren zu häufig, und es war noch eine lange Zeit bis zum ersten April. Vielleicht drückte ihn auch noch seine fatale Dose, ob sie gleich weit aus seiner Tasche weg war. Er hatte einen ganz unbedeutenden Fluß im Gesichte, der mit keinem einzigen Symptom begleitet war; er gab ihn dennoch für einen apoplectischen Zufall aus, obgleich alle Welt durchsah, und niemand, auch nicht die Aerzte, einen Gedanken daran hatten. Er aber, ganz wider die Gewohnheit der apoplectischen Kranken, bey denen es eine gewöhnliche Wirkung ihrer Krankheit ist, daß sie dieselbe nicht gestehen wollen, gab am 1. März den Stab ab und gieng nach.***, wo er voll Unruhe lange blieb, um den allgemeinen Argwohn und die Gespräche zum Schweigen kommen zu lassen, die doch am Ende einmal eine andre Richtung bekommen mußten. Er kam vollkommen geheilt zurück, weil er nicht krank weggegangen war, und es ist bey ihm nie wieder von der Apoplexie und von einer Heilung derselben die Rede gewesen. Die natürliche Verkettung der Begebenheiten zieht mich aber wieder in den Verfolg derselben zurück.

Von der Zeit an, wo der Dauphin in Gefahr war, verließ ich mein Zimmer nur auf Augenblicke, um den König zu sehen, und die Nachmittage brachte ich zu Versailles auf dem Zimmer des Herzogs von Beauvilliers zu, der fast gar niemanden sah, da er sehr krank und vom tiefsten Schmerz durchdrungen im Bette lag.

An einem Abende, als ich von ihm zurückkam, ließ mir die Herzogin von Orleans sagen, ihr Gemahl und sie sehnten sich sehr mich zu sehen und sie bäten beyde, daß ich doch zu ihnen kommen möchte, weil sie mir etwas dringendes zu sagen hätten. Ich hatte sie seit den unglücklichen Todesfällen nicht wieder gesehen, und obgleich Marechal mit mir gesprochen hatte, so war ich doch nicht genug Herr meines Schmerzes, um irgend wohin zu gehen und gleichen Schmerz zu treffen. Ich befand mich nicht in dem Zustande, um zu denken und zu sprechen; mein Geist war so niedergedrückt, daß ich keine Idee mehr hatte, was bey einer so entsetzlichen und so tollen Verläumdung, im Schooße der wärmsten Günstlingschaft geschmiedet, zu thun wäre. Ich ließ daher den Herzog von Orleans und seine Gemahlin bitten, daß sie so gefällig seyn möchten, mir bis den andern Morgen Zeit zu lassen.

Ich gieng nun wirklich zu ihnen und fand die Herzogin von Orleans trostlos. Sie sagte mir, der Marquis von Effiat sey gestern Abends von Paris gekommen und habe ihnen von den daselbst allgemein verbreiteten abscheulichen Gerüchten und von dem allgemeinen Eindruck, den sie machten, erzählt; daß der König und Fr. v. Maintenon nicht allein dem Berichte der Aerzte glaubten, sondern auch von allem überhaupt überzeugt seyen,

sehen, was man gegen den Herzog von Orleans spreche und mit so vieler Leidenschaft ausbreite; Effiat sey daher aus Furcht für des Herzogs Sicherheit gekommen, sie trotz der Abscheulichkeit der Sache davon zu benachrichtigen und dem Herzoge zu rathen, daß er sich dem Könige unverzüglich darüber erklären möchte; was am kürzesten und überzeugendsten dadurch geschehen würde, wenn er in den König dränge, daß er ihm erlauben möchte, sich in die Bastille zu begeben, auch daß er Homberg und alle diejenigen seiner Leute, von denen er es für gut befinden würde, arretiren lassen möchte, bis die Sache aufgeklärt wäre. „Madame, rief ich, „und was will der Herzog thun?“ . . . „Er ist, sagte sie, diesen Morgen beim Könige gewesen, um mit ihm zu sprechen, er hat seine Klagen vorgebracht und „Gerechtigkeit verlangt und hat den König sehr ernst „gefunden.“ „Und die Bastille, unterbrach ich sie, hat „er davon gesprochen?“ . . . „Ja freylich, antwortete sie, aber das ist nicht angenommen worden. Er hat „es mit Verachtung abgeschlagen und sich durch keine „Vorstellungen bewegen lassen. Endlich hat der Herzog so weit nachgelassen, zu verlangen, daß wenigstens „Homberg daselbst verhaftet, verhört und bis zur Be- „endigung der Untersuchungen daselbst gehalten werden „möchte. Der König hat auch dieß ziemlich ungnädig „abgeschlagen; endlich hat er doch den dringenden Bit- „ten des Herzogs nachgegeben und gesagt, er werde „ihn nicht arretiren lassen, aber Befehl zum Empfang „desselben in der Bastille geben, im Fall er sich selbst „dahin begeben wolle.“

Ich bezeigte das größte Erstaunen über einen so verderblichen und so schnell befolgten Rath. Man muß wissen, das der Marquis von Effiat ein Mann von Kopf und List war, der weder Herz noch Grundsätze

hatte; er lebte in anerkannter Sittenlosigkeit und Irreligion; gleich reich und geizig; von einem Ehrgeiz besessen, der nur seinen Zweck zu erreichen suchte, und für den alles dazu gut war; insolent auf den höchsten Grad; selbst gegen den Herzog von Orleans, der von den Zeiten her, wo er mit dem Chevalier de Lorraine, dessen verdammte Seele er war, Monsieur seinen ganzen Hof und oft seine Geschäfte, mit dem Herrscherstabe regierte, ihn zu fürchten und seinen Geist zu bewundern gewohnt war. Mit so viel Lastern, die der Neigung und dem Charakter des Königs und der Frau von Maintenon ganz entgegengesetzt waren, war er doch willkommen und wurde von ihnen mit Auszeichnung behandelt, weil er mit dem Chevalier Lorraine dazu geholfen hatte, Monsieur zur Heyrath seines Sohnes zu bewegen und den letzten mit Hülfe des Abbe Dubois dazu zu bringen; und weil er natürlich mit der Herzogin von Orleans immer in gutem Vernehmen gestanden hatte. Er hatte sich im Stillen an den Herzog du Maine verkauft; und durch seine alte intime Freundschaft mit dem Chevalier von Lorraine, der von jeher der intimste Freund des Marschalls von Villeroi gewesen war, war er auch dessen Freund geworden und wurde von ihm bis zur Bewunderung verehrt. Der Rath, den er dem Herzoge von Orleans gegeben hatte, war für einen Menschen von so viel Verstand und Weltkenntniß so schlecht, daß er mir sehr verdächtig vorkam: denn durch das gerathene Verfahren setzte sich der Herzog den geringsten Leuten, dem schlechtesten Bedienten gleich, statt daß er es im hohen Stile als ein Prinz von seinem Range, an dem kein Verdacht zu haften vermag, und der voll Würde jedem Beweise, jedem Scheine Trotz bietet, hätte nehmen sollen. Hätte er die Parallele zwischen seinem Interesse und dem des Herzogs du Maine den Augen des Publikums genau und offen dar-

dargelegt, wie wir es gethan haben, so hätte er den Günstling mit aller seiner Gunst zittern gemacht, er hätte ihn zur Vertheidigung gezwungen und vielleicht hätte er ihn, wie er von seinem Muthen erwarten konnte, dazu gezwungen, das von ihm angefachte Feuer selbst zu löschen, hätte den König gezwungen, schonend gegen ihn zu verfahren, und Frau von Maintenon, ihn nicht weiter zu treiben. So mußte er verfahren, er mußte stolz vom Könige in Gegenwart aller nach dem Souper in seinem Cabinete Anwesenden Gerechtigkeit fodern; und ohne sich in eine directe, noch weniger förmliche, Anklage einzulassen, öffentlich mit aller der Stärke sprechen, welche dem Herzog du Maine jene Furcht einzujagen und ihn wegen des Publikums, das schon so sehr gegen ihn eingenommen und damals über die Riesenschritte, die er that, aufgebracht war, in Verlegenheit zu setzen vermochte.

Zu gleicher Zeit mußte er den König an die dem Mercy damals weggenommene Schatulle, als ihn Duboury in Oberelsaß schlug, erinnern und alle, die nichts davon wußten, davon unterrichten; er mußte nicht vergessen, an die Cures, Amtleute und Beamten der Ländereyen der Frau von Lillebonne in Franchecomte zu erinnern, welche theils nach der Prozeßform hingerichtet worden, theils sogleich nach dieser Affaire entflohen waren; und da man keine Rücksicht gegen den Wiener Hof zu nehmen hatte, der dem Frieden am meisten entgegenarbeitete und die Maßregeln des Londoner Hofes vernichtete, so mußte er ohne Bedenken an die Bereitwilligkeit erinnern, mit welcher Oestreich zum Gifte seine Zuflucht zu nehmen gewohnt ist, um das ihm im Wege stehende wegzuräumen. Er mußte an den Tod des Kurprinzen von Bayern erinnern, und an den Tod der Königin von Spanien, der Tochter Monsieurs, und

daraus die, obwohl klare, Dunkelheit des Briefes des Prinzen Eugen erklären, der nebst seinen Instructionen, das heimliche Verständniß in Franche-comte betreffend, in der Schatulle gefunden worden war, des Inhalts: „daß, wenn er, trotz aller getroffenen Maßregeln, in „dieser Expedition nicht glücklich seyn sollte und sie sonst „Frankreich nicht zu dem vorgesezten Zwecke bringen „könnten, man dann zum großen Mittel schreiten müsse!“ Er mußte das große Mittel ordentlich paraphrasiren und sodann von den Todesfällen, die man beweinte, und von der äußersten Gefahr, in welcher der Herzog von Anjou geschwebt, und die noch nicht ganz vorüber sey, die Erklärung geben, wodurch man den König habe zwingen wollen, nach Absterben seiner ältesten Linie, den König von Spanien und seine Kinder zurückzuberufen und den spanischen Thron dem Hause Oesterreich zu überlassen. Er mußte noch alles hinzusetzen, was die entsetzliche Bosheit brandmarken half, welche ein so abscheuliches Gerücht, seinem Interesse und seiner Ehre gleich entgegen, ausgebreitet. Da man hingegen in der alten Gewohnheit des Hauses Oesterreich, auf welche sogar der Brief Eugens an Mercy deutet, die passendsten Erklärungsgründe finde. Er mußte auch, soweit es solche Abscheulichkeiten gestatten, um so nachdrücklicher darauf dringen, als der Verdacht wirklich durch den Brief Eugens und durch die wenig Jahre vorhergegangenen so eben angeführten beyden Executionen vollkommen begründet war. Diese Anklage des Wiener Hofes würde den König und Frau von Maintenon über den Verlust ihres Liebsten beruhigt und die Welt, die Unpartheiischen und Gutgesinnten, aufmerksam gemacht haben. Aber er mußte auch dunkle Aeußerungen fallen lassen, welche auf die Gleichheit des Interesses des Herzogs du Maine mit dem des Hauses Oesterreich hindeuteten, und der Welt die Augen geöffnet hätten, freylich mit

mit sorgfältiger Vermeidung alles bestimmten; und dadurch hätte er den Herzog du Maine in das größte Schrecken und die größte Verlegenheit gesetzt und dem Könige und der Frau von Maintenon große Mäßigung auferlegt; aber so loszubrechen nahm ihm jede Waffe aus der Hand. Ein öffentlicher erklärter Feind ist weit weniger zu fürchten, als unglückschwangere Minen unter den Füßen; ein Feind besonders auf einem wankenden Throne, der damals jedermanns Unwillen reizte; ein Feind von so wenig Muth, und dessen Angriffe nur in der Dunkelheit geschahen, womit er sich und seine Bubenstücke zu umhüllen pflegte: und der König hätte trotz seiner Zärtlichkeit für ihn und seiner Schwäche für Frau von Maintenon in Rücksicht auf den Herzog von Orleans gegen ihn mehr auf seiner Hut seyn müssen und nicht wagen dürfen, ihn nach einem solchen Vorfall noch mehr emporzuheben. Seine ganze Sorge würde darauf gerichtet gewesen seyn, sie unter sich zu besänftigen und Thätlichkeiten zu verhindern. Dieß war vom Herzoge du Maine gegen niemanden zu fürchten; wie viel weniger gegen einen königlichen Enkel von der Tapferkeit des Herzogs von Orleans! Der Graf von Toulouse liebte und schätzte seinen Bruder nicht, verabscheute seine Schwägerin, und wurde von beyden für nichts geachtet; Tapferkeit und Ehre besaß er viel; aber es ist sehr zweifelhaft, ob die eine ihm erlaubt haben würde, die andere bey dieser Gelegenheit aus Liebe zu seinem Bruder zu brauchen; zuverlässig würde der König beyzeiten die wirksamsten Befehle zu Vermeidung jedes Duells in diesem so verhassten Handel gegeben haben, wo sein Nefse, woher auch das Gerücht kam, auf das grausamste beleidigt war. Der König würde dem Grafen von Toulouse nicht eine Thorheit haben begehen lassen, deren Folgen gränzenlos gewesen wären und die den letzten Rest seines Lebens untergraben

ben und mehr als wahrscheinlich, zuletzt und nach seinem Tode den Untergang der legitimirten Kinder bewirkt hätte. Der Herzog von Berry, Schwiegersohn des Herzogs von Orleans, berauscht von Liebe für seine Gemahlin, welche ihrem Vater ganz ergeben war, und der gemeine Hofsing, der so gern zu gefallen sucht, wenn es keine Gefahr kostet, und so auch der große Haufe der Welt hätten nicht leicht bey diesen traurigen Umständen, wo man bey der Lage des Herzogs und bey dem Alter des Königs den Herzog von Berry und ihn in der Perspective erblickte, gegen ihn Parthei genommen. Dieß war es ohne Zweifel, was der Herzog du Maine fürchtete und was er mit so viel Geschicklichkeit durch den Marquis von Effiat und seinen heilsamen Rath abzuwenden wußte. Aber ich sprach mit seiner Schwester, die in Vergleich mit ihm Gemahl und Kinder nicht achtete und die, ein Ungeheuer von Stolz, mit ihm ohne alle Achtung und Liebe lebte; ich hütete mich also, ihr etwas von dem zu eröffnen, über was ich mich so eben verbreitet habe. Ich begnügte mich im allgemeinen, aus andern Gründen, die ich aufstellen konnte, jenen gegebenen Rath und besonders die schnelle Befolgung desselben zu tadeln.

Während wir beyde so allein mit einander plauderten, kam der Herzog von Orleans. Nie habe ich einen Menschen so tief niedergeschlagen und so tief gekränkt gesehen. Er wiederholte mir, was ich so eben gehört hatte, erzählte mir, was zwischen dem Könige und ihm zwischen dem Leyer und der Messe vorgegangen sey, und daß er auf dem Rückwege Befehl gegeben habe, daß sich Homberg in die Bastille begeben sollte. Ich sagte ihm, wie ich es gegen die Herzogin gethan hatte, meine Meinung darüber, aber ohne Nachdruck, weil es doch einmal geschehn war und mir der Zustand, in welchem er sich befand, mehr Mitleid erweckte, als mich

von

von dem strengen Verfahren etwas hoffen ließ. Ich sagte ihnen, was ich von Marechal erfahren, schwieg aber vom Herzog du Maine, von welchem ich erst den Nachmittag unter vier Augen mit dem Herzog von Orleans sprach. Den andern Tag erfuhr ich von ihm, daß ihm der König ganz trocken erklärt habe, er habe in Rücksicht Hombergs seine Meinung geändert; es sey nicht nöthig, daß er sich in die Bastille begeben werde daselbst nicht angenommen werden; als er in ihn habe dringen wollen, habe der König sich von ihm weggewendet und sey in seine Garderobe gegangen, und er habe das Cabinet verlassen; er komme demnach, diese Veränderung der Sache Homberg zu melden, der aber, wie wir nachher erfuhren, auf den vom Herzoge von Orleans erhaltenen Befehl sich in die Bastille begeben hatte und daselbst nicht angenommen worden war. Von diesem Tage an, seit dem ersten Ausbruch der Sache zu Marly und im Publikum, war der Herzog von Orleans nicht allein von aller Welt verlassen, sondern der große Haufe der Höflinge drängte sich, so wohl bey dem Könige als im Gallon, von ihm weg. Wenn er sich einer Gruppe von Hofleuten näherte, so machte ein jeder, ohne alle Schonung, links oder rechts um, und fanden sich an einem andern Ort wieder zusammen; so daß es ihm unmöglich war an jemanden anzukommen, ausser durch Ueberraschung; und sogar dann ließ man ihn bald auf die schimpflichste Art allein stehen. Alle, selbst die Damen, verließen auch auf eine Zeit die Herzogin von Orleans und es gab einige, die sich nie wieder zu ihr fanden.

Nachdem die Sache so erbärmlich eingeleitet und behandelt worden war, mußte man den Sturm vorüber lassen; aber der Sturm wurde zu sorgfältig unterhalten. Man setzte diese Entfremdung gegen den

Her-

Herzog und diese Scheu ihn zu nahen fort, bis zum letzten Aufenthalte in Marly vor dem Tode des Königs, der damals offenbar drohte; und wenn die abscheulichen Gerüchte in Paris und in den Provinzen sich zu legen schienen, so fanden sich daselbst Emissäre, die sie geschickt und sorgfältig wieder auffrischten, und andere, die das Echo davon am Hofe wiedertönen ließen.

14.

Unterdessen war der König alt geworden, ohne daß man im Aeuffern seines Lebens eine Veränderung sahe. Diejenigen aber, die ihm näher waren, fiengen seit einiger Zeit an seinen nahen Tod zu fürchten. Es ist hier nicht der Ort, von seiner bis dahin so starken und gleichförmigen Gesundheit zu sprechen. Genug sie war untergraben: von den härtesten Schlägen des widrigen Geschicks getroffen, das er so lange zu beherrschen gewohnt war, hatten ihm die häuslichen Unglücksfälle noch weit tiefere Wunden geschlagen. Alle seine Kinder waren von seiner Seite hinweggerafft und ließen ihn den tödlichsten Betrachtungen zum Raube: er erwartete selbst jeden Augenblick eine ähnliche Todesart; und statt daß er in dieser Gemüthsblage bey denen, die seinen vertrautern und häufigen Umgang ausmachten, Ruhe hätte finden sollen, fand er daselbst neuen Zuwachs seines Kummers, den einzigen Marechal ausgenommen, der seinen Verdacht zu heilen bemüht war. Fr. von Maintenon, der Herzog du Maine, Fagon, Blouye und die übrigen ersten Walets des Innern, an den Herzog und seine alte Gouvernante verkauft, suchten nichts als ihn zu vermehren; und in Wahrheit hatten sie dabey keine große Mühe. Niemand zweifelte an der Vergiftung, und niemand konnte im Ernst daran zweifeln; Marechal war

war selbst davon überzeugt, nur behauptete er das Gegentheil gegen den König, um ihn von einer unnützen Qual zu befreien, die ihm nur Schaden thun mußte. Was den Herzog du Maine betrifft, so war es nur zu sehr sein Interesse, ihn in dieser Furcht zu erhalten, und eben so das Interesse der Frau von Maintenon, um ihres Hasses willen und um ihren Liebling zu unterstützen. Der ganze Abscheu der Sache fiel also auf den Herzog von Orleans, auf dessen Sturz sie es angelegt hatten, so daß der König, mit diesen Gedanken beständig genährt und den Prinzen, den man für den Giftmischer angab, beständig in Augen habend, sich in der schrecklichsten Lage befand, sowohl bey Tafel, als zu gewissen Stunden in seinem Cabinete. Man kann daraus auf den ewigen Kampf in seinem Innern schließen.

Mit seinen Kindern hatte er auch die Herzogin von Burgund verloren; ein unerfetzlicher Verlust, denn sie war die Seele und Zierde des Hofes, noch mehr aber sein Zeitvertreib, seine Freude, der Gegenstand seiner Zuneigung, seines Wohlgefallens fast in der ganzen Zeit, wo er sich nicht öffentlich zeigte. Nie, seit er König war, hatte er sich mit irgend jemand auffer ihr vertraut gemacht, und wir haben gesehen, bis zu welchem Grade diese Vertraulichkeit gieng: eine solche Leere war nicht auszufüllen; und der Schmerz über ihren Verlust stieg immer höher und ließ ihm keine Ruhe mehr finden. In dieser traurigen Lage suchte er sie wo er konnte, indem er sich der Frau von Maintenon und dem Herzog du Maine immer mehr ergab. Ihre grenzenlose Devotion, ihre beständige Einsamkeit stößten ihm Zutrauen zu ihnen ein. Sie hatten von lange her die Kunst gebräucht, ihn glauben zu machen, daß der Herzog du Maine, wiewohl mit

Sa.

Talent und Fähigkeit für die Geschäfte ausgestattet, in welcher Meinung er ihn durch die äuffersten Details seiner Chargen (und diese Details gehörten zu den Liebhabereien des Königs,) bestärkte: sie hatten, sage ich, ihn glauben gemacht, daß der Herzog du Maine von allen Planen und Absichten frey, ja dazu ganz unfähig, einzig und allein mit seiner Familie als ein guter Hausvater beschäftigt sey; daß er für Größe nur Sinn habe, insofern er für die Größe des Königs, aus Ergebenheit äufferst portirt sey; ein Mensch ohne Ansprüche, aufrichtig, grad und derb, der, wenn er den ganzen Tag aus Pflicht und Liebe zu ihm für seine Chargen gearbeitet und die gehörige Zeit dem Gebet und der Andacht gewidmet habe, sich einsam auf der Jagd amüsire und in seinem häuslichen Zirkel der angeborenen Lustigkeit seines Gemüthes nachhänge, und der oft nicht wisse, was am Hofe und in der Welt vorgehe. Alles dieß gefiel dem Könige außerordentlich, und machte, daß er sich vollkommen wohl in der Gesellschaft, eines sonst so geliebten Sohnes befand, der beständig nahe um ihn war, und ihn mit seinen lustigen Erzählungen und seinem Wize so wohl unterhielt, worin er wirklich mehr als irgend jemand, den ich gekannt habe, excellirte. Seine Manier war angenehm und leicht; er wußte weh zu thun und grausam das lächerliche zu treffen, und alles mit Maaß und Ziel, der Zeit, der Gelegenheit, der Laune des Königs angemessen, den er von Grund aus kannte, und nachdem die Sachen wirkten; er wußte das lächerliche mit so viel Kunst, Natürlichkeit und Anmuth zu geben, daß man geglaubt hätte, er hätte gar nicht daran gedacht; und dabey immer, sobald er wollte, der trefflichste Pantomimiker. Hält man diese Seite seines Characters mit dem zusammen, was sonst von ihm berichtet worden ist, so wird man mit Schrecken fühlen, wel-

welch eine Schlange an des Königs Seite dem Herzog von Orleans drohte.

15.

Ben dem Zustande, in welchem sich der König befand, und bey der Gewalt, welche Frau von Maintenon und der Herzog du Maine, in vollkommener Eintracht mit einander, auf das Gemüth des Königs ausübten, fanden sie es für gut, eine so kostbare Zeit zu benutzen, die, wie sie fühlten, nicht lange mehr dauern konnte. Wenn auch die Krone nicht das Ziel war, wornach sie strebten, woran man auf den ersten Anschein schwerlich zweifeln möchte; so suchten sie doch gewiß alle mögliche Größe und suchten sich einer Gewalt zu versichern, wodurch sie, bey dem Tode des Königs in einen furchtbaren Vertheidigungsstand gesetzt, sich nicht allein dauerhaft behaupten, sondern sogar den Regenten zwingen könnten, sich vor ihnen zu beugen. Alles war ihnen zu diesem großen Plane günstig und sie selbst hatten durch die abscheulichen Verläumdungen, wodurch sie den einzigen, dem die Vormundschaft nicht streitig gemacht werden konnte, nach einem tiefen durchgeführten Plan schwarz gemacht hatten, die Bahn dazu gebrochen. Es war ihnen durch mannichfaltige Kunstgriffe und Arglisten gelungen, die unwissenden und leichtgläubigen zu überreden, die übrigen argwöhnisch zu machen, ihn wenigstens als len in Paris und in den Provinzen verdächtig zu machen, mehr aber noch am Hofe, wo niemand mehr sich dem Herzog von Orleans nähern wollte oder es wagte. Diese Gerüchte konnten nicht immer dauern, und man wurde endlich müde, immer von einer Sache zu sprechen. Die Gerüchte fiengen bisweilen an, zu schweigen, aber alsbald erhielten sie neues Leben, und man hörte von nichts anderm mehr sprechen, ohne zu wissen,

woher es von neuem komme: und auf diese Art wiederholten sich die Windstöße immer von neuem, und erhielten sich lange Zeit durch dieselben Mittel, die ihnen die erste Entstehung gegeben hatten. Diese Gerüchte halfen durch Erzählung des angeblich gehörten die schrecklichen Vorstellungen des Königs beleben, und sie konnten ihn so mit den unglückseligsten Gedanken seinen Neffen betreffend unterhalten, wovon sie ohne den Vorwand des öffentlichen Gerüchtes nicht öfters zu sprechen hätten wagen können. Auf diese Weise, mit Hülfe der geheimen Valets, bestärkten sie den König durch das Publicum, und das Publicum durch den König, dessen Abneigung gegen seinen Neffen immer sichtbarer am Hofe wurde, und sie selbst wußten die Gerüchte daselbst zu unterhalten. Mehr bedurfte es nicht, um zu machen, daß sich die unverschämtern Höflinge und nach ihrem Beispiele die übrigen, theils aus Argwohn, theils aus Furcht sich zu Grunde zu richten, vom Herzoge von Orleans zurückzogen. Die am besten von der Lage der Dinge unterrichteten, die noch weit furchtsamer waren, weil sie offenbar den Herzog du Maine und Frau von Maintenon als die ersten am Hofe sahen, halfen die Gerüchte in Paris verbreiten und füllten damit die Provinzen. Durch solche Mittel unterstützt, die sie nach Gefallen wirken ließen, was vermochte da ein Prinz gegen sie, der allein in der schrecklichen Lage da stand, in welche sie ihn gestürzt hatten? Wie sollte er seine Unschuld beweisen in dieser Sache? Und was sollte er übrigens thun, um sich vor den Augen des Königs rein zu waschen, der so verblindet war, und vor den Augen eines Publicums von Thoren, Boshaften oder Furchtsamen? Konnte der Herzog du Maine bessres Spiel haben? Dieß fühlte er und Frau von Maintenon auch so gut, daß, sobald sie sicher waren, die Sachen auf diesen Punkt geführt

zu haben, sie alsobald anfiengen, zu den Plänen, die sie für die Gegenwart und Zukunft entworfen hatten, den Weg zu bahnen.

Je genauer sie den König kannten, je mehr sie ihn zu bis dahin unerhörten Begünstigungen seiner legitimirten Söhne gebracht hatten, und je mehr sie sahn, bis zu welchem Grade der Schwachheit gegen sie den König seine Zärtlichkeit und sein Stolz führten; desto mehr hatten sie auch bei jedem erhaltenen Vortheil gefühlt, daß es nicht sowohl ein Geschenk, als eine Eroberung sey, gegen welche die alten Vorstellungen des Königs so sehr gestraubt hatten, daß sie es mehr erobert als erbeten und es der Klugheit, den Kunstgriffen, dem zu Liebe Gehen, wenn man dieses Wort wagen darf, der Beharrlichkeit, mehr als irgend etwas, und dem innern Widerwillen, denen, die man liebt, von denen man geliebt werden will und mit denen man einzig vertrauten freyen Umgang pflegt, ihre liebsten Wünsche abzuschlagen, zu verdanken hatten. Diese Betrachtungen, die letzte besonders, führten sie zu andern. Es war hier nicht mehr von Chargen, Gouvernements, Anwartschaften, noch weniger von Ehrenbezeugungen die Rede: die Neigung hatte die erstern erleichtert; der Stolz, unterstützt von ihren Kunstgriffen, hatte nach und nach die übrigen entlockt. Sie erinnerten sich mit Schrecken an das, was wegen des den Kindern des Herzogs du Maine ertheilten Ranges vorgegangen war, und wie nahe sie dem Schimpfe gewesen waren, denselben kaum errungen widerrufen zu sehen. Alle diese Dinge waren erschöpft, weil sie auf den höchsten Punkt getrieben waren; die Herzöge, die fremden Prinzen, die Marschälle von Frankreich, selbst die Ambassadeurs und die Cardinäle waren dadurch hart beleidigt worden; aber alles dieß war nicht im

Stande gewesen, ihre Schritte aufzuhalten, und der König, trotz seines so oft gezeigten Widerstandes, hatte sich endlich in jeder Rücksicht die Hände binden lassen. Was sie jetzt wollten, war etwas ganz anderes, sie wollten etwas werden, was man nicht werden kann. Sie wollten aus einem, wiewohl gekrönten, Geschöpf einen Schöpfer machen; wollten die Prinzen von Geblüte bey ihrem heiligsten Rechte, das sie von allen Geschlechtern der Menschen unerschütterlich, angreifen; wollten das tyrannischste, unerhörteste, verderblichste Gesetz einführen; wollten die ältesten heiligsten Gesetze vernichten, mit der Krone spielen, die Nation unter die Füße treten; und endlich wollten sie zu einem solchen entfesselten Unternehmen einen Menschen bewegen, der die Natur nicht beherrschen und nicht machen kann, daß das, was nicht ist, sey; sie wollten das Haupt dieses einzigen Stammes (dem die Beschützung dieser Rechte so ganz heilig seyn muß, indem er nur durch sie König ist und seine Kinder nach ihm), diesen König der treuesten Nation, überreden, sie so zu entehren und alles, was sie heiliges hat, umzustößen, um die Frucht eines doppelten Ehebruchs, einen Menschen, den er erst aus dem Nichts hervorgezogen, in Frieden krönen zu können. Seit es Franzosen giebt, war dieser Gedanke in keines Menschen Kopf gekommen. Bey allen Nationen, selbst bey den Wilden, war solch ein Entwurf unerhört, so groß war die Tollheit es zu unternehmen; und er konnte nicht so nackt gezeigt werden, ohne sie unter seinen Trümmern zu begraben und alles, was sie erobert hatten, umzustürzen.

Sie sahen daher nichts übrig, als ein Testament des Königs, von ihnen selbst dictirt, von dem sie das Gelingen ihres Planes und die Dauer ihrer neuen Existenz hoffen konnten. Die Ehrfurcht des Volkes für

den

den Testator und die neuen Stufen der Macht, zu denen sie sich in der Folge erhoben haben würden, gründeten ihre Hoffnungen. Nicht als ob der Herzog dū Maine nicht das gewöhnliche Loos ähnlicher Sicherungsmittel hätte voraussehen können; aber er war auch nicht in dieser Rücksicht im gewöhnlichen Falle, da er so viele Kunstgriffe und Maschinerien von lange her künstlich angelegt und unterhalten hatte. Er hatte den König und das Publikum die schrecklichsten Dinge vom Herzoge von Orleans glauben gemacht, was ihm am meisten nützlich seyn konnte; jetzt war die Zeit, die Früchte davon zu erndten. Dieß bestand darin, daß er die Disposition, in welche er den König versetzt, benutzte und ihn um seines Gewissens willen zum Besten des einzigen Sprößlings, der ihm unmittelbar auf dem Throne folgen sollte, und um des Königreiches willen zu folgendem zu bewegen suchte: 1) daß er so viel als möglich die Macht eines verdächtig gewordenen Prinzen schwächte, dem vermöge der Renunciationen niemand als dieser Sprößling in seiner frühesten Jugend den Weg zur Krone versperrte; 2) daß er, in Ermangelung von Prinzen von Geblüte von gehörigem Alter, seine legitimirten Kinder mit der dem Regenten entzogenen Macht bekleidete; den Herzog dū Maine zum Vormund und unumschränkten Herrn dieses kostbaren Sprößlings machte, ihn nur mit Personen, die dem Herzog dū Maine ergeben, umgab und ihm über diese und den ganzen Civil- und Militäretat alle vom Regenten unabhängige Macht erteilte. Der Herzog hatte Ursache sich zu schmeicheln, daß die durch seine Sorge am Hofe, in Paris, in den Provinzen, von dem Herzog von Orleans verbreitete Meinung durch diese entehrenden Dispositionen mächtig verstärkt werden würde; daß alles, statt Anstoß daran zu nehmen, seinen Beyfall dazu geben würde; daß er auf diese Art als der Wächter und

Beschützer von dem Leben des königlichen Kindes, an
 welches das Wohl Frankreichs geknüpft sey, dargestellt
 und angesehen der Abgott der Nation werden würde; daß die
 Unabhängigkeit des jungen Königs und seines
 Militär- und Civiletats mit dem öffentlichen Beyfall
 begleitet, die ihm, auf Kosten des Regenten, durch das
 Testament ertheilte Macht erhöhen werde; daß der Re-
 gent, beschimpft und auf diese Art entblößt und mit
 der Schmach der über ihn ausgebreiteten und unterhaltenen
 abscheulichen Gerüchte bedeckt, nicht allein nicht
 im Stande seyn würde, ihm etwas streitig zu machen,
 sondern sich nicht einmal gegen die Angriffe zu verthei-
 digen vermögend seyn würde, welche der Herzog du
 Maine in der Folge gegen ihn unternehmen könnte; daß
 in der vortheilhaften mächtigen Lage, in der er sich
 befinden würde (die ihm für die Gegenwart die Einzelnen
 und das Volk befreundeten und ihm für die Zukunft die-
 jenigen sichern würde, deren Ehrgeiz darauf denken
 würde, sich bey dem mündigen Könige durch den, dem
 er leben und Krone verdankte, einen Platz zu verschaf-
 fen); daß er selbst, zur Zeit der Majorität, zu der ho-
 hen Stufe emporsteigen könnte, auf der er sich schon
 im Geiste sah; er sah daher ein, daß es für ihn we-
 sentlich sey, niemanden um den König zu haben, als
 ihm Ergebene und von ihm Abhängige, auf die er rech-
 nen könnte; daß er diese also, für alle Aemter der Er-
 ziehung, im Testamente wählen und ernennen lassen
 müßte, theils um sie dadurch gegen den Regenten un-
 verwundbar zu machen, theils den Schein, als wolle
 er sich absolut machen, wenn er es nachher selbst thäte,
 von sich zu entfernen, theils um sich nicht dem Miß-
 vergnügen der darnach strebenden auszusetzen, und um
 in dieser Rücksicht jeden Schein eines Streites mit dem
 Regenten zu vermeiden und doch seine eignen Wahlen
 durch das Testament, dem sie ganz allein zuzuschreiben
 wären,

wären, autorisiren zu lassen, und daß endlich in dieser Art von Herrschaft, im Fall eines Todesfalls, und um durch die für die Erhaltung des kostbaren Kindes so mannigfaltigen getroffenen Sicherungsmittel den Regenten von ganz Frankreich noch verdächtiger zu machen, ein Bruder dem andern substituirt, und um das Auffallende zu vermeiden, dem zu ernennenden Gouverneur ein Vizegouverneur an die Seite gestellt werden müßte.

So vergaß der Herzog du Maine selbst nicht, auf einen andern Gouverneur zu denken, um den künftigen Regenten möglichst zu entehren, dem er nichts als den Namen zu lassen gedachte, und eigentlich wollte er alle Gewalt einem Conseil geben lassen, das durch das nämliche Testament ernannt und zwar genau so zusammengefaßt werden sollte, daß die beyden Brüder durch Einführung der Mehrheit der Stimmen die Herren darin spielten. Es ist noch nicht Zeit aus einander zu setzen, wie der Herzog du Maine alle die verschiedenen Wahlen zu bewerkstelligen wußte; sie blieben alle, bey Lebzeiten des Königs, unter dem Siegel des undurchdringlichsten Geheimnisses. Wir warten also mit Ausführung derselben, bis die Eröffnung des Testaments dieselben enthülle.

Es war noch ein Punkt übrig, der nicht der minder schwierige war, und der, wie die vorigen, mehreres zugleich bewirkte: dieß war die Sicherheit des Testaments, wenn es ihnen dasselbe zu erhalten gelungen war: eine Sicherheit, die ganz vollkommen seyn, und durch das Aufsehn und die Sonderbarkeit den Respect für diese Anstalten vermehren sollte; eine Sicherheit, die die Stimme des Volks zum voraus für das Testament gewinnen, kurz, die Execution alles darin enthal-

tenen dem Parlamente und der ganzen Magistratur des Königreiches zum besondern Geschäft machen sollte.

Aber durch welches Mittel war die Abneigung des Königs gegen das Parlament zu überwinden, die ihm noch von seiner Minderjährigkeit her immer gleich stark geblieben, die oft in Eifersucht und Haß übergegangen war und ihn zu unaufhörlichen Demüthigungen desselben getrieben hatte? eine Stimmung, welche verschiedene Erschwerungen von Auflage-Edicten unterhalten und die Handel mit Rom und neuerdings die wegen der Constitution sehr gesteigert hatten. Sein Testament der Bewahrung des Testaments anvertrauen, hieß in Wahrheit nicht bloß die Autorität des Parlamentes hinzuzügen und seinen letzten Willen durch dieselbe bestätigen; sondern es hieß gewissermaßen zur Sicherheit des Instrumentes und Garantieung desselben bey seiner Eröffnung, als seines Depositums, für das er stehen müsse, diese Autorität anerkennen.

Wer den König kannte, wer die Festigkeit seiner Grundsätze, die Stärke einer ununterbrochenen Gewohnheit, seine äußerste Delicateffe für alles, was auch nur in der größten Ferne den leisesten, nachtheiligen Bezug auf seine Autorität hatte, kannte, der mußte diese letzte Schwierigkeit für unübersteiglich ansehen.

Aber es war beschlossen, daß zur Bestrafung des durch einen doppelten Ehebruch der Welt gegebenen Uergernisses, der, welcher der erste aller Menschen und bis heute der einzige war, der durch ein Uebermaaß von Macht das Laster aus dem Nichts hervorgezogen und dadurch seine Nachfolger ermuntert hatte, dasselbe auch zu begehen, bey jedem Schritt, den er nachher zu Gunsten desselben thun würde, die Ungerechtigkeit und Schimpflichkeit desselben in ihrer ganzen Größe fühlen sollte;

sollte; daß er wider seinen Willen immer weiter vorschreiten und von Stufe zu Stufe, alle mit Widerstreben überschritten, endlich in der Reue seiner Seele und der Verzweiflung seiner Schwäche ersenkend noch so weit gehen sollte, daß er sein Laster durch die ungeheuerste entsetzlichste Apotheose krönte.

Um mit einem Male zu dem doppelten Ziele, das nicht getrennt werden könnte, nämlich zu der Fähigkeit zur Thronfolge, mit Namen, Titel und vollem Range eines Prinzen von Geblüt und zu dem Testamente zu gelangen; war die doppelte Stelle Boisins ein herrlicher Gewinn und ein Werkzeug in der Hand des Herzogs du Maine und der Frau von Maintenon, das stets gegenwärtig, und für alles gleich nothwendig und tauglich war, indem er als Kanzler und Staatssecretär, Gelegenheit und Vorwand hatte, den König zu jeder Stunde zu sprechen und mit ihm zu arbeiten: auf ihn fiel daher auch die ganze Bürde. Man mußte ganz Sklav und ein zu allem zu brauchender Diener seyn, um es zu wagen, sich mit der Einleitung einer solchen Sache zu befassen; aber noch mehr mußte man von der unglaublichen Schwachheit des Königs für den einen und die andere unterrichtet seyn und mußte jede abschreckende Ansicht der Sache und ihrer Folgen, alle Rechtschaffenheit, Religion, Ehre, Vaterländs liebe aus den Augen setzen und sie auch nicht mit dem leisesten Faden berühren. Wenn man bedenkt, daß Boisin, der seine Tochter verheirathet, der weder Sohn noch Neffen hatte, dessen Großvater einer der Blutschreiber des Parlamentes gewesen, der noch einmal so hoch über seinen Stand gestiegen war, und nichts mehr brauchte, als sich auf dieser Höhe zu erhalten, daß er nichts zu fürchten hatte, wenn er die Unmöglichkeit der Sache vorgewendet hätte, und sich noch dazu durch diese dem

Regenten so nützliche Handlung von Ehre und Klugheit seine Existenz nach des Königs Tode mehr gesichert hätte; so fühlt man sich bald geneigt, an die Wirklichkeit und Wahrheit der Teufelsbesitzungen zu glauben, wiewohl kein Sinn dafür spricht; und noch mehr wird man überzeugt, wenn man den Tod dieses unglücklichen Mannes dagegen hält.

Die beyden Consuln und ihr Victor kamen demnach über alles und über die Rolle eines jeden von ihnen in dieser unglückseligen Tragödie mit einander überein: sie zweifelten nicht, daß ein so auffallender Vorschlag, der keinen Grund als den nahen Tod haben konnte, einem Könige von siebzig Jahren gethan, der von dem Gedanken des Todes und von der Todesart aller seiner Kinder im Innern der Seele zerrissen war, mit Schmerz, Kränkung und Widerwillen werde aufgenommen werden. Auch beschlossen sie, daß man es ihm nur nach und nach klug wiederholt beybringen müsse; denn sie fürchteten, daß ihnen durch ein Verbot, je wieder auf ein so hartes Gespräch zurückzukommen, Stillschweigen aufgelegt werden möchte. Jedesmal, wenn Voisin einen Versuch gewagt hatte, legte er seinen zwey Committenten Rechenschaft ab und schöpfte von ihnen neue Kraft und Einsicht. Diese, wiewohl behutsam geführte, Mine traf aber auf einen Felsen, der jedes Werkzeug abstumpfte; die Maintenon und du Maine änderten daher den Plan des Angriffs.

Sie ließen Voisin leiser zu Werke gehen, der sein Anbringen in Vorschläge umgekleidet hatte, um zu dem verabredeten Zwecke zu gelangen, während sie selbst sich dem Könige nur unter einer ganz andern Gestalt zeigten, als sie bis jetzt vor ihm angenommen hatten. Sie waren immer nur damit beschäftigt gewesen, ihm

zu gefallen, und ihn jedes in seiner Art zu amüsiren, ihm seine Wünsche in den Augen zu lesen, ihn zu rühmen, mit einem Worte ihn anzubeten: sie hatten, so weit es möglich war, seit dem Tode der Dauphine, ihre Bemühungen verdoppelt, sie waren die einzigen, mit denen er lebte. Da sie ihn in dem, was sie für die Hauptsache ansahen, um welchen Preis es wäre, nicht nach ihrem Willen bewegen konnten, so wollten sie ihn dazu zwingen und nahmen daher eine andere Gestalt an, in der vollkommenen Zuversicht, daß sie dabey keine Gefahr liefen. Sie wurden nun beyde ernst, oft finster, stumm, thaten nichts für die Unterhaltung und ließen oft das, was der König dafür zu thun bemüht war, durchfallen; oft antworteten sie gar nicht, wenn es nicht geradezu eine Frage war: so daß dieser stolze König, der den demüthigen Bitten des Parlamentes und der größten Männer um irgend etwas für das öffentliche Wohl oft so stolz widerstanden hatte, sich so weit erniedrigte, die Insolenz seines Bastardsohns und einer Betschwester geduldig zu ertragen.

16.

Auf diese Weise gelang es der Anhaltbarkeit der beyden, welche von Seiten der Frau von Maintenon im Zimmer des Königs, so lange er sich daselbst befand und von Seiten des Herzogs du Maine in den Cabinets, im Privatirkel, sich immer gleich blieb, dem Könige eine Last fühlen zu lassen, die um so trauriger war, als sie ihm unbekannt war. Durch diese zwangvolle finstere Verslossenheit war sogleich auch der kleinen Zahl der Hofleute in den Cabinets und bey der Maintenon den wenigen Damen, die immer dieselben, an den Tagen, wo mit den Ministern keine Arbeit war, zu den Privat-Dinern, zu den Concerts,

Espies

Spiele gezogen wurden, dasselbe Schweigen auferlegt und dadurch aller Zeitvertreib und Erholung des Königs in Langeweile umgestimmt, ohne daß dieser sich wo anders hätte dafür entschädigen können.

Diese Damen waren Frau von O, Frau von Canlus, Madame Dangeau und Frau von Levi, die intime Freundin der Herzogin von Saint Simon und auch von jeher die meinige. Sie richteten sich stets nach Frau von Maintenon; sie ließen sich durch den Vorwand ihrer Unpäßlichkeit täuschen; aber als es zu lange und ohne alle Veränderung dauerte, als das Gesicht keine Spur von einer Krankheit zeigte, als sie in ihrem gewöhnlichen Leben keine Veränderung sahen, als der König auch so ernst und traurig wurde; so wurden sie stutzig und spähten und lauschten. Es beunruhigte eine jede die Furcht, daß sie die Ursache seyn möchte, und diese Furcht machte sie selbst immer mehr für die Gesellschaft untauglich, und mehrte den Zwang, den ihnen die Zurückhaltung und das Beyspiel der Fr. von Maintenon auflegte. In den Cabinets beschränkte sich alle Unterhaltung auf frostige Jagdgeschichten, auf das Gespräch von den Planen von Pambouillet, welches der Graf von Toulouse führte, der nicht zum Complot gehörte, aber kein guter Gesellschafter war, und auf einige Anekdoten, welche die geheimen Valets zum Besten gaben, die auch nachzulassen anfiengen, sobald sie bemerkten, daß der Herzog du Maine nichts mehr aufsaßte und sie nicht mehr, wie gewöhnlich, unterstützte. Marechal und die andern, erstaunt über diese ungewohnte Verschlossenheit des Herzogs du Maine, sahen sich einander an und forschten nach der Ursache, die sie nicht zu entdecken vermochten. Alle sahen den König traurig, von Langeweile gequält; sie fürchteten deswegen für seine Gesundheit, aber keiner wagte oder wußte etwas

etwas zu thun. Die Zeit vergieng und diese Verschlossenheit mehrte sich mit ihr.

So weit war es den von dem Aeuffern des Privatirkels unterrichteteten gestattet durchzuschauen; und ich würde einen Roman und keine Geschichte schreiben, wenn ich von den unter vier Augen wahrscheinlich vorgegangenen Scenen, während der langen Zeit, daß diese Maschinerie ununterbrochen fortgesetzt wurde, etwas zu wissen scheinen wollte. Die Wahrheit fodert, daß man beydes sage, was man weiß und was man nicht weiß. Ich kann also nicht weiter gehen und in die tiefe Dunkelheit dieser Geheimnisse nicht eindringen. Gewiß ist, daß sich die beyden Privatirkel zu eben so großem Erstaunen der Zeugen, als ihnen jene fortgesetzte Verschlossenheit verursacht hatte, auf einmal wieder versammelten. Sie konnten nicht besser die Ursache des Endes als die des Anfanges einsehen und gelangten auch nicht eher zu dieser doppelten Einsicht auf einmal, als einige Tage nachdem die Maintenon und du Maine vor dem Könige, mit einer Art von Bucher, ihre gewohnte Gestalt wieder angenommen hatten; das heißt erst nach dem entseßlichen Ausbruche des auf Frankreich einstürzenden, ganz Europa in Erstaunen sehenden, Ungewitters.

Ich muß nun zu dem abscheulichen Ereigniß gehen, welches dem andern so schnell folgte, mit dem es zugleich beschlossen worden. Wir haben schon aus den dem Könige gegen du Maine entfallenen Aeufferungen, wegen des ihm für die Fähigkeit zur Thronfolge so eben zugestandenen und aus seinem so bedeutungsvollen Ton und Ausdruck gesehen, daß ihm diese Entseßlichkeit ganz wider seinen Willen abgezwungen worden war. Wir

wer-

werden sehen, daß der Monarch, der sich vor vielen andern in seiner Gewalt hatte, sich über das nämliche und über sein Testament noch weniger zurückhielt.

Einige Tage vorher, ehe diese Neuigkeit auskam, war er mit den beyden legitimirten Prinzen in Gegenwart des kleinen innern Zirkels der Valets, d'Antins und d'Os in seinem Cabinet. Noch voll von Unwillen über den Exceß des ihm von seinen legitimirten Kindern abgezwungenen vollen Standes und Rechtes als Prinzen von Geblüt und der Fähigkeit zur Thronfolge, sah er sie beyde an und sagte auf einmal mit einer Miene voll Verdruß und Aerger, indem er mit finstern Blicke die Rede an dñ Maine wendete: „Ihr habt es gewollt; aber wenn, statt daß ich euch jetzt noch so groß mache und ihr es bey meinem Leben seyd, ihr nach meinem Tode nichts seyd, so mögt ihr dann sehen, wie ihr das geltend macht, was ich für euch gethan habe, wenn ihr könnt.“ Alle Anwesenden fuhren bey dem so unerwarteten Donner Schlag zusammen, der so ganz dem Charakter und der Gewohnheit des Königs entgegen war, und wodurch der Ehrgeiz des Herzogs dñ Maine und die Gewalt, die er der Schwachheit des Königs angethan, der sich dieselbe so wie dem legitimirten Sohne seinen Ehrgeiz und Ungestüm vorzuwerfen schien, in voller Blöße dargestellt wurde. Jetzt war dem geheimen Zirkel, der bis dahin so erstaunt und betroffen, und wegen der in diesem Zirkel so offenbar bemerkten Veränderung des Herzogs dñ Maine (wovon wir gesprochen haben) so besorgt gewesen war, die Hülle weggezogen; und das, was zwey Tage nachher geschah, machte vollends alles klar. Die Bestürzung des Herzogs dñ Maine bey diesem harten Ausfall des Königs, den kein sich darauf beziehendes Wort veranlaßt

laßt hatte, schien außerordentlich. Alle, die dabey waren, die Augen auf den Boden geheftet, wagten nicht Athem zu holen. Eine ziemlich lange Zeit dauerte dieses tiefe Schweigen und wurde nicht eher unterbrochen, bis der König in seine Garderobe gieng, wo nun ein jeder wieder frey Athem schöpfte.

Er war in der That sehr über das, wozu man ihn zu bewegen gewußt hatte, aufgebracht; aber ähnlich einem Weibe, das Zwillinge gebiert, hatte er erst ein Ungeheuer geboren, er trug noch eins bey sich, dessen er sich entledigen mußte, und das ihn mächtig beängstigte, ohne ihm Zeit zu lassen, sich von den Schmerzen der ersten Geburt zu erholen.

17.

Der Hof befand sich zu Versailles, Sonntag den 27 Aug. 1714, als der erste Präsident de Mesmes und der Generalprocureur d'Aguesseau, welche der König hatte kommen lassen, zu Ende seines Levers in sein Cabinet traten. Sie hatten vorher den Kanzler besucht und daselbst waren auch die zum Instrumentalen und zur Depositenerwahrung gehörigen geblieben. Man kann sich vorstellen, daß, sobald du Maine seiner Sache gewiß war, er mit dem ersten Präsidenten, seiner Creatur, gute Verabredung getroffen hatte. Als sie allein mit dem Könige waren, zog er aus einem verschlossenen Kästchen ein großes dickes Packet mit sieben Siegeln hervor. (Ich weiß nicht, ob nicht vielleicht der Herzog du Maine das Mysteriöse der Apokalypse, durch diese sieben Siegel hat nachahmen und dadurch dieses Packet hat heiligen wollen.) Er übergab es ihnen und sagte: „Meine Herren, dieß ist mein Testament. Niemand als ich weiß, was es enthält.“

„Ich

„Ich übergebe es ihnen, um es im Parlament aufzu-
 „bewahren, dem ich keinen größern Beweis von Ach-
 „tung und Vertrauen geben kann. Das Beispiel
 „meiner Vorfahren, und das Schicksal des Testaments
 „meines Vaters, sagt mir sehr, was aus diesem; auch
 „werden könne; aber man hat es gewollt, man hat
 „mich gequält, und mir keine Ruhe gelassen, was ich
 „auch habe sagen mögen; nun wohl, ich habe mir
 „Ruhe erkaufte. Hier haben Sie es, nehmen Sie
 „es mit sich, es mag damit werden, was da will;
 „zum wenigstens werde ich Ruhe haben und nicht
 „wieder davon sprechen hören.“ Nach diesen letz-
 ten Worten, die er mit dem Kopfe nickend ziemlich
 hart sprach, wandte er ihnen den Rücken, gieng in ein
 ander Cabinet und ließ sie fast versteinert stehen. Sie
 sahen sich einander an, stumm vor Erstaunen über das,
 was sie gehört und was sie noch besser in den Augen
 und dem ganzen Ausdrucke des Königs gelesen hatten;
 und sobald sie wieder zu sich gekommen waren, giengen
 sie weg und reisten nach Paris zurück.

18.

Man erfuhr es erst den Nachmittag, daß der
 König ein Testament gemacht und es diesen Männern
 übergeben habe. So wie die Neuigkeit sich verbrei-
 tete, füllte Bestürzung den ganzen Hof; während die
 Schmeichler, im Grunde eben so bestürzt als die übrige
 am Hofe und als es nachher Paris war, den König
 mit Lobsprüchen überhäuften. Den andern Tag, Mon-
 tag den 28. kam die Königin von England von Chaillot,
 wo sie sich beständig aufhielt, zu Frau von Maintenon;
 der König kam sie daselbst zu sprechen. Sobald er
 sie erblickte, sagte er, mit dem Ausdruck des Ver-
 drusses: „Madame, ich habe mein Testament gemacht;
 „man

man hat mich gequält, daß ichs machen sollte; und, indem er seine Blicke auf Frau von Maintenon richtete, ich habe mir meine Ruhe erkaufet. Ich kenne die Untriftigkeit und Nichtigkeit des Testaments; wir vermögen alles was wir wollen; so lange wir leben; und wir aber todt, so vermögen wir weniger als Privatleute. Man braucht nur an das Schicksal des Testaments meines Vaters nach seinem Tode und so vieler anderer Könige denken. Ich weiß es; aber gleichwohl hat man es haben wollen: man hat mir keine Ruhe, keinen Frieden, keinen Aufschub gelassen, bis es gemacht war. Nun wohl, Madame, es ist gemacht; mag damit werden was es will, wenigstens wird man mich nicht mehr plagen.“

Worte wie diese, die die erlittene Gewalt, und den langen hartnäckigen Kampf, ehe er nachgegeben, seinen Verdruß und Widerwillen so ausdrucksvoll bezeichnen, Worte von so auffallendem starken Ausdruck erfordern einen eben so klaren bestimmten Beweis, als sie selbst sind. Hier ist er. Die Worte, die der König zum ersten Präsidenten und Generalprocureur sagte, habe ich von dem erstern selbst, der sie gewiß wohl gemerkt hatte. Doch bemerke ich, denn ich muß genau seyn, daß er sie mir erst lange nachher erzählt hat.

Ich war seit zwey Jahren mit ihm bis zu dem größten Ausbruch gespannt gewesen. Es dauerte lange und er that nach der Vermählung seiner Tochter mit dem Herzog von Longes, worüber ich auf das heftigste aufgebracht war, so viel Schritte sich mit mir zu versöhnen, daß die Versöhnung endlich zu Stande kam. Und sie wurde so gut hergestellt, daß ich bey ihm alles vermochte, und daß seine Schwester, Frau

von Fonteville, eine Frau von seltener Frömmigkeit und Verstand, die intimeste Freundin von mir und meiner Frau wurde, die sich stets gleich geblieben ist.

Damals war es, daß mir der erste Präsident Wort für Wort alles erzählte, was ihnen der König bei Ueberreichung des Testamentes gesagt hatte. Es ist hier nicht der Ort, von dieser Spannung, noch weniger von unserer Versöhnung zu sprechen. Es ist auch nöthig, daß ich dasjenige beweise, was der König zu der Königin von England gesagt hat, was noch viel stärker und deutlicher ausgesprochen ist, weil er mit ihr freier reden konnte, vielleicht auch weil Frau von Maintenon gegenwärtig war, welche der Ausbruch seines Unwillens über die ihm angethane Gewalt am meisten traf. Ich erfuhr es zwei Tage darauf von Frau von Lauzun, der es die Königin von England noch in ihrem ersten Erstaunen erzählt hatte. Unser Erstaunen war so groß, daß Frau von Lauzun, gegen welche die Königin viel Freundschaft und Offenheit hatte, ihr ihre Aufwartung zu machen eilte, und sie sprach sie oft unter vier Augen, um sich es erzählen zu lassen.

Die Königin ließ sich nicht sehr bitten, so neu war noch ihr Erstaunen, und wiederholte ihr das Gespräch Wort für Wort, wie Frau von Lauzun es uns gesagt, und ich es eben aufgezeichnet habe. Die Wirkung desselben zeigte sich an der so ungewohnten Gesichtsveränderung des Königs, an der Veränderung seines ganzen Wesens, an der Kürze, Kälte und dem Stolze seines ungewöhnlich seltenern Sprechens, an der Art, wie er auf alles, was vorkam, antwortete, an der äussersten peinvollen Verlegenheit der Frau von

Maintenon, welche die vertrautern Damen in ihrer ganzen Größe sahen, und an der Niedergeschlagenheit des Herzogs du Maine, dessen üble Laune aber acht Tage dauerte und sich nur nach und nach wieder verlor. Es ist augenscheinlich, daß sie Ausstriche erfahren hatten; aber sie waren im Besiz dessen, was sie so sehr gewünscht hatten, und erkaufte es um den leichtesten Preis, eine vorübergehende Laune zu ertragen, noch dazu durch das, was ihnen begegnete, gesichert, daß, wenn sie es mit Geduld ertrugen und ihr gewohntes Betragen gegen ihn wieder annahmen und vielleicht verdoppelten, er sich bald nur zu glücklich schätzen würde, sich zu ergeben und die von ihnen so theuer erkaufte Ruhe ruhig zu genießen.

Sobald der erste Präsident und der Generalprocurer nach Paris zurückgekommen waren, schickten sie nach Handwerksleuten, die sie in einen Thurm des Palais, hinter dem Nebenzimmer der grand' chambre und dem Cabinet des ersten Präsidenten, dem Archiv gegen über führten. In die Mauer dieses Thurmes ließen sie ein großes Loch machen, legten daselbst das Testament nieder, ließen die Oeffnung mit einer eisernen Thüre und mit einem eisernen Gitter als zweyter Thüre verschließen, und zuletzt wieder zumauern. Die Thüre und das Gitter hatten drey verschiedene Schlösser, die Thüre und das Gitter hatten aber dieselben, und für jedes der drey Schlösser war ein Schlüssel, der also jedes der zwey Schlösser schloß.

Einen davon nahm der erste Präsident in Verwahrung, den andern der Generalprocurer und der Oberarchivar des Parlaments den dritten. Sie brauchten die Klugheit, ihn dem Oberarchivar zu geben,

weil diese Deposition gegen die Rechte des Archivs des Parlamentes war, um die Eifersucht zwischen dem zweyten Präsident à mortier und dem doyen des Parlamentes und die durch den Vorzug zu verursachende Trennung zu verhüten. Zu gleicher Zeit versammlete sich das Parlament und der erste Präsident referirte die Sache, woben er so viel als möglich die Versammlung mit dem durch Uebergebung des Testaments und anbefohlene Sicherung der darin enthaltenen Dispositionen bewiesenen Vertrauen und erzeugten Ehre zu schmelzeln suchte. Zu gleicher Zeit legten die Sprecher des Königs (gens du Roi) der Versammlung ein Edict vor, das der erste Präsident und der Generalprocureur aus den Händen des Kanzlers zu Versailles, an demselben Morgen, wo ihnen der König das Testament übergab, empfangen hatten. Sie ließen es ins Protokoll eintragen; es war sehr kurz. Der König erklärte darin, daß das dem ersten Präsidenten und Generalprocureur übergebene Packet sein Testament enthalte, in welchem für die Aufsicht und Vormundschaft des minderjährigen Königs und für die Wahl eines Conseil de Regence gesorgt sey, welche Dispositionen er aus gerechten Gründen nicht habe bekannt machen wollen; er wolle, daß das Testament im Archiv des Parlamentes aufbewahrt werde und daß in dem Augenblick, wo es Gott gefallen würde, ihn aus dieser Welt abzufodern, sie in voller Versammlung aller Chambren und der Prinzen und Pairs, in Gegenwart derselben, das Testament eröffneten und die Dispositionen desselben, welche als unverbrüchlich anzusehen seyen, publicirten und von dem Testamente an alle Parlamentar des Königreichs, auf Befehl des Conseil der Regence, Copien absendeten, welche in die Protokolle eingetragen werden sollten.

Die

Es wurde bemerkt, daß in dem ganzen Edict kein Wort von Achtung, von Vertrauen gegen das Parlament gesagt war, auch nicht einmal ein einziges Wort über die Wahl des Archivs zum Aufbewahrungsort und nichts, was auf die Bewahrung der Schlüssel Bezug gehabt hätte. Obgleich das, was der König zum Herzog du Maine über die letzte, ihm zugestandne Gnade des Ranges der Prinzen von Geblüt und der Fähigkeit zur Thronfolge, und was er zum ersten Präsidenten und zum Generalprocureur und zur Königin von England über das Testament gesagt hatte, nicht öffentlich geworden war; so hatte doch das außerordentliche Erstaunen derjenigen, die das erste mit angehört hatten, und die Verwunderung der zwey Magistratspersonen und der Königin etwas davon ahnden lassen.

Die Bestimmung des Königs war bekannt, man wußte den Grund nicht; der besser unterrichtete Theil des Hofes und durch diese andere, kannten im allgemeinen die Mißhandlung, den Verdruß, den Aerger des Königs; die sonderbare Trockenheit des Edicts bestätigte diese Ueberzeugung; und man zweifelte nicht, daß der König sich geweigert habe, das Edict in dieser Form zu geben und daß man darüber habe hinwegschlüpfen müssen.

Wir haben gesagt, das Gerücht vom Testamente habe allgemeine Bestürzung erregt. Es war das Loos des Herzogs du Maine, zu erhalten, was er wollte, aber mit dem öffentlichen Fluche. Dasselbe Loos traf ihn auch in Rücksicht des Testaments, aber als er es merkte, war er sehr darüber betroffen, und Frau von Maintenon sehr unwillig; und ihre Wachsamkeit und ihre Sorge wurde immer reger, um den König so ein-

zuschließen, daß das Gemurmel nicht bis zu ihm reichen konnte. Sie bestrebten sich daher mehr als je ihm zu gefallen, ihn zu unterhalten und die Lobsprüche, die Freude, die Bewunderung des Publikums über eine so großmüthige, so erhabene, und zugleich so weise, für die Erhaltung der guten Ordnung und der öffentlichen Ruhe so notwendige Handlung vor ihm erschallen zu lassen. Jene Bestürzung war aber sehr natürlich, und um so mehr sah sich der Herzog du Maine getäuscht und in Verlegenheit. Er hatte alles vorzubereiten, jeden Weg zu ebnen geglaubt, wenn er den Herzog von Orleans so verdächtig und verhaßt machte. Es war ihm wirklich gelungen, aber er glaubte es noch weit mehr, als es in der That war. Seine Emissärs und seine eignen Wünsche hatten ihm alles vergrößert und er war von dem größten Erstaunen betroffen, als statt des öffentlichen Beyfalls, der, wie er sich geschmeichelt hatte, die Nachricht vom Testamente begleiten würde, gerade das entgegengesetzte statt hatte. Man sah zwar klar, daß das Testament gegen den Herzog von Orleans gerichtet war, denn hätte man ihm nicht eins versehen wollen; so brauchte es gar keines, man brauchte nur die Sache ihren Gang gehen zu lassen. Eben so wenig hatte sich die mit so vieler Kunst und Unhaltbarkeit verbreitete Meynung und Stimmung gegen den Herzog von Orleans verloren: aber so nachtheilig man auch von ihm denken, welche Stimmung man haben mochte, so war man doch nicht so verblendet, daß man nicht gesehen hätte, daß er vermöge des unstreitigen Rechtes seiner Geburt, das die Disposition des Testaments nur durch Entgegenstellung einer der seinigen gewichtshaltenden Gewalt entkräften konnte, nothwendiger Regent sey; man sah ein, daß dadurch zwey Partheyen im Staate gebildet werden würden, wovon eine

eine jede sich zu behaupten und die andere zu demüthigen durch die mächtigsten Triebfedern der Ehre, des Interesses, der Gefahr getrieben seyn würde; daß dann niemand der Nothwendigkeit, Parthey zu nehmen, entgegen könne, und daß die Wahl einer jeden von beyden, tausend Gefahren und tausend vielleicht gegründete Hoffnungen biete. Alle Privatleute seufzten schon zum voraus über ihr Schicksal, über sich selbst, über den dem Ehrgeize der Partheyen preisgegebenen Staat. Das Haupt der gerechtesten oder vielmehr der allein gerechten hatte man zum Abscheu gemacht; das Haupt der andern, alle erkannten dafür den Herzog du Maine, war nicht weniger aller Abscheu durch seinen zügellosen Ehrgeiz, der ihn bis zur Usurpation der Thronfolge getrieben, und von welchem er gespornt, nach des Königs Tode gegen den Regenten auftreten und Altar gegen Altar aufrichten zu wollen drohte; eine Aussicht, welche alle Gemüther empörte und die schrecklichsten Folgen zeigte. Man stellte eine Vergleichung zwischen den geheiligten Rechten des einen und den nichtigen des andern, zwischen den Versprechungen beyder an, die man von beyden Seiten verhaßt fand: aber die Tapferkeit, das erlittene Unrecht, das Recht des Blutes gab den Ausschlag gegen die Sache des Herzogs du Maine. Ich spreche hier nur von dem großen Haufen, der wenig unterrichtet, nur nach dem ersten Augenschein urtheilte. Wie weit mehr galt dieß von dem besser unterrichteten Theil, und der keinen Grund hatte, die Neutralität zu verlassen. Diese Betrachtungen, welche mehr oder weniger starken Eindruck machten, erzeugten jene Klagen, jenes Murmeln, das, obwohl von der Furcht gedämpft, doch nicht ungehört blieb. Was die Vernunft rieth, was die angesehensten wünschten, war nichts weniger als ein versiegeltes Testament, das al-

les in Furcht erhielt und Parthesucht erweckte. Der Mangel an Männern, die durch ihre Thaten und Tälente ausgezeichnet, und über andere hervorgehoben, die Vorgänger spielen und durch ihr Ansehn und Verdienste die andern nach sich ziehen konnten; die Minderjährigkeit aller Prinzen von Geburt; jene falschen allgemein angenommenen, dem, welchem das unüberbrüchliche Gesetz des Rechtes und der Nothwendigkeit die Zügel des Staates in die Hände geben mußten, so nachtheiliger Meinungen; alles dies ließ wünschen, daß der König die der seinigen folgen sollende Regierung bestimmen möchte, aber nicht in solcher Dunkelheit.

Man wünschte, daß der König der Regierung die Einrichtung geben möchte, die er nach seinem Tode wünschte; daß er diejenigen, die er dazu bestimmte, gegenwärtig in sein Conseil und seine Geschäfte einführen möchte; daß er, im vollen Gebrauch seiner Gewalt, diejenige öffentlich bestimmen möchte, die der seinigen folgen sollte, in den Schranken und der Ausdehnung, die er ihr zu geben beschloß; daß er den künftigen Regenten und diejenigen, die in jeder Art Theil an der Verwaltung nach ihm nehmen sollten, instruiren und einem jeden seine Sphäre anweisen und so sie in Uebung setzend, der Regierung Geist und Harmonie geben möchte. So hätte er Zeit gehabt, zu beobachten, zu verbessern, zu verändern, anzuvordnen, was er gewollt hätte; so daß bey seinem Tode kein Wechsel statt gefunden hätte, die Veränderung hätte nicht einmal die Oberfläche der Geschäfte betroffen und man hätte nur in dem fortzufahren gebraucht, was er angeordnet und eingeleitet hätte.

Aber

Aber das, was der öffentliche Wunsch und der Wunsch des Verständigern, was der Vortheil des Staates war, war nicht der Wunsch und der Vortheil des Herzogs du Maine. Er fürchtete zu sehr das öffentliche Aufsehn und den zukünftigen Regenten, der mit Ehre und Sicherheit, nicht ruhig hätte bleiben können. Er fürchtete die Vergleichung zwischen dem Befehl und der blinden gewaltsamen Gunst, die Parallele zwischen der Grundveste des Königreichs, dem ächten Blut unserer Könige, von denen der Herzog von Orleans Enkel und Nefte war, und dem dunkeln Nichts einer so lasterhaften Geburt, die bis zum Herzog du Maine unbekannt in der menschlichen Gesellschaft war; endlich die Vergleichung der kriegerischen Tugenden (so wichtig bei einer so kriegerischen Nation) und die Vergleichung der Mächtigkeit eines königlichen Enkels mit der ungeheuern Zusammenhäufung von Chargen, Gouvernements, Truppen, Rang und unerhörten Ehren, welche der Frucht des doppelten Ehebruchs zum colossalischen Piedestal dienten, zu dessen Füßen alle Stände und Classen des Volks gedemüthigt und alles in Verwirrung untereinander geworfen lag, sobald er die Macht, die er zu usurpiren gewußt, nur einen Augenblick gebrauchen wollte.

Der Herzog du Maine fürchtete die Stimmung, welche dergleichen zu tiefe Betrachtungen hervorbringen könnten, und die Reue des Königs, welche dessen Widerstreben und seine Klagen über die angethane Gewalt nur zu sehr fürchten ließen. Er fürchtete das zu zerstören, was er mit so viel Mühe aufgebaut hatte. Endlich fürchtete er, und vielleicht der König mehr als er, die Klagen derjenigen, welche nicht gewählt waren: der eine fürchtete sich Feinde dadurch zu

machen, die sich mit dem Herzog von Orleans verbinden könnten; der andere den Ungestüm der Mißbegünstigten und böse Gesichter. Also war nichts weniger zu erwarten, als Geheimnisse enthüllt zu sehn, welche zu verhüllen den Urhebern derselben so sehr am Herzen lag.